

Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen

Grundthemen der Literaturwissenschaft



Herausgegeben von
Klaus Stierstorfer

Wissenschaftlicher Beirat
Martin Huber, Barbara Korte, Schamma Schahadat,
Christoph Strosetzki und Martina Wagner-Egelhaaf

Alexander Honold und Rolf Parr (Hrsg.)

Grundthemen der Literaturwissenschaft: **Lesen**

unter Mitarbeit von Thomas Küpper

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-036467-5
e-ISBN (PDF) 978-3-11-036525-2
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-039128-2
ISSN 2567-241X

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

Names: Parr, Rolf, editor. | Honold, Alexander, editor.

Title: Grundthemen der Literaturwissenschaft : Lesen / herausgegeben von Rolf Parr, Alexander Honold.

Description: Boston : De Gruyter, 2018. | Series: Grundthemen der Literaturwissenschaft | Includes bibliographical references and index.

Identifiers: LCCN 2018031552 (print) | LCCN 2018033410 (ebook) | ISBN 9783110365252 (electronic Portable Document Format (pdf)) | ISBN 9783110364675 (hardback) | ISBN 9783110365252 (e-book pdf) | ISBN 9783110391282 (e-book epub)

Subjects: LCSH: Reading. | Reading comprehension. | Literature--Study and teaching. | BISAC: LITERARY CRITICISM / General.

Classification: LCC PN83 (ebook) | LCC PN83 .G78 2018 (print) | DDC 418/.4--dc23

LC record available at <https://lccn.loc.gov/2018031552>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Die Reihe bietet substanzielle Einzeldarstellungen zu Grundthemen und zentralen Fragestellungen der Literaturwissenschaft. Sie erhebt den Anspruch, für fortgeschrittene Studierende wissenschaftliche Zugänge zum jeweiligen Thema zu erschließen. Gleichzeitig soll sie Forscherinnen und Forschern mit speziellen Interessen als wichtige Anlaufstelle dienen, die den aktuellen Stand der Forschung auf hohem Niveau kartiert und somit eine solide Basis für weitere Arbeiten im betreffenden Forschungsfeld bereitstellt.

Die Bände richten sich nicht nur an Studierende und WissenschaftlerInnen im Bereich der Literaturwissenschaften. Von Interesse sind sie auch für all jene Disziplinen, die im weitesten Sinn mit Texten arbeiten. Neben den verschiedenen Literaturwissenschaften soll sie LeserInnen im weiten Feld der Kulturwissenschaften finden, in der Theologie, der Philosophie, der Geschichtswissenschaft und der Kunstgeschichte, in der Ethnologie und Anthropologie, der Soziologie, der Politologie und in den Rechtswissenschaften sowie in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In bestimmten Fällen sind die hier behandelten Themen selbst für die Natur- und Lebenswissenschaften relevant.

Münster, im November 2017

Klaus Stierstorfer

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung

Einleitung: Lesen – literatur-, kultur- und medienwissenschaftlich –
Alexander Honold/Rolf Parr — 3

II Lesen: historische Perspektiven

Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und
der Lesekulturen – *Jost Schneider* — 29

III Zentrale Fragestellungen

III.1 Grundlagen

- III.1.1 Medien des Lesens – *Harun Maye* — 103
- III.1.2 Literaturwissenschaftliche Theorien des Lesens –
Oliver Jahraus — 123
- III.1.3 Lesen und Verstehen (Sinnbildung) – *Iris Bäcker* — 140
- III.1.4 Lesen als Interpretieren – *Horst-Jürgen Gerigk* — 156
- III.1.5 Der Leser als Adressat – *Dorothee Birke* — 165
- III.1.6 Fehllesen – *Simon Aeberhard* — 177
- III.1.7 Unlesbarkeit – *Simon Aeberhard* — 194
- III.1.8 Theorien des Nicht-Lesens – *Eike Kronshage* — 211

III.2 Praktiken des Lesens

- III.2.1 Leselust – *Thomas Anz* — 233
- III.2.2 Geschichte und Formen des individuellen Lesens –
Matthias Bickenbach — 256
- III.2.3 Geschichte und Formen sozialer Lesekonstellationen –
Corinna Schlicht — 273
- III.2.4 Relektüre – Wiederlesen – *Alexandra Pontzen* — 294
- III.2.5 Parallele Lektüren – *Jörg Wesche* — 323
- III.2.6 Geheimes Lesen: De-Chiffrieren – *Bernhard J. Dotzler* — 335
- III.2.7 Magische Lektüren – *Jürgen Nelles* — 346
- III.2.8 Lesen von Text/Bild-Korrelationen – *Silke Horstkotte* — 371

III.3 (Selbst-)Beobachtungen des Lesens

- III.3.1 Lesende Romanfiguren – *Friedhelm Marx* — 385
- III.3.2 Repräsentationen des Lesens in Literatur, Kunst, Film und
Fernsehen – *Peter Friedrich* — 397

IV Interdisziplinäre Implikationen und Konzepte

- IV.1 Lesen aus Sicht der Kognitionswissenschaften –
Renate Brosch — 425
- IV.2 Lesen aus textlinguistischer Perspektive – *Beate Lingnau* — 442
- IV.3 Psychologische Dimensionen des Lesens –
Joachim Pfeiffer — 456
- IV.4 Lesen im Zeitalter der Digitalisierung – *Martin Doll* — 469
- IV.5 Der Leser als Produzent in Sozialen Medien –
Thomas Ernst — 490
- IV.6 Mehrsprachiges und interkulturelles Lesen – *Till Dembeck* — 507
- IV.7 Didaktische Leseforschung – *Ulrike Preußner* — 527
- IV.8 Genderspezifisches Lesen – *Andrea Bertschi-Kaufmann/*
Natalie Plangger — 550
- IV.9 Kulturwissenschaftliches Lesen – *Julia Bertschik* — 571
- IV.10 Metaphern des Lesens – *Monika Schmitz-Emans* — 588

V Anhang

- Forschungsbibliographie — 617
- Sachregister — 643
- Personenregister — 655
- Beiträgerinnen und Beiträger — 664

Alexander Honold/Rolf Parr

Lesen – literatur-, kultur- und medienwissenschaftlich

1 Dimensionen der kommunikativen Praxis ,Lesen‘

Je selbstverständlicher eine Tätigkeit in die Abläufe des Alltags und auch der wissenschaftlichen Praxis eingebettet ist, desto weniger tendiert sie dazu, als Erkenntnisobjekt eigener Art in den Blick zu treten. Dies gilt auch (oder sogar insbesondere) für diejenige perzeptive und kognitive Verarbeitung von meist schriftbasierten, enkodierten Zeichen, die wir ‚Lesen‘ nennen.

Lesen ist eine der Basiskompetenzen kultureller Orientierung und Verständigung. Die Bandbreite der Funktionen des Lesens reicht von den sehr spezifischen Anforderungen an die Rezipienten literarischer Kommunikation (Leserin und Leser im literarischen Prozess) über die alphabetisierungs- und sozialisationsbedingten Fähigkeiten zur Entschlüsselung sprachlichen Zeichenmaterials (lesen können) bis hin zu einem allgemeinen Wahrnehmungssensorium (*awareness*) für die Regelmäßigkeit von Texturen, das sich sowohl auf menschliche Artefakte wie auch auf die natürliche Emergenz von Mustern und Gestaltformen beziehen kann. Auf diesen drei zu unterscheidenden Ebenen fungiert Lesen als ein Modus der intellektuellen Weltaneignung mit je unterschiedlichem Erkenntnisobjekt:

Gegenstand des literarischen Lesens ist der *Text* (bzw. das *Werk*), Medium des Entschlüsselungsvorganges ist die *Schrift*, Voraussetzung eines zustande kommenden Wahrnehmungsaktes überhaupt ist zunächst die *Textur* der jeweiligen materiellen Träger. Alle drei Dimensionen des Lesens werden mit dem vorliegenden Handbuch in systematischer Weise aufgegriffen. Ausgegangen wird dabei von der doppelten Prämisse, dass Wahrnehmung, Entschlüsselung und Aneignung aufeinander aufbauende Phasen bzw. Schichten des Lektürevorgangs darstellen und dass die sukzessive gewonnenen ästhetischen Elaborate Textur, Schrift und Text jeweils als metafunktionale Thematisierungen der ihnen vorausgehenden und deshalb von ihnen implizierten Erkenntnisstufen zu betrachten sind.

Wie andere Grundthemen der Literaturwissenschaft verbinden sich im Phänomenbereich des Lesens zudem eine geschichtliche und eine sachsystematische Dimension, deren Kombination in je ganz unterschiedlicher Art und Weise auch in schon vorliegenden Handbüchern und Geschichten des Lesens anzutreffen ist. So weist Alberto Manguels *Eine Geschichte des Lesens* (2012 [1996]) bei weitgehend chronologischer Darstellung eine der Tendenz nach eher sachsystema-

tische Gliederung auf; das von Bodo Franzmann u. a. im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz herausgegebene *Handbuch Lesen* (1999) beginnt mit einem von Erich Schön verfassten geschichtlichen Teil, um dann sachsystematisch weiter zu gliedern; das *Handbook of Reading Research* (2002), herausgegeben von P. David Pearson, beginnt jeden seiner Teile mit einem historischen Abriss, um dann ebenfalls zu Einzelthemen in theoretisch-systematischer Sicht überzugehen; und selbst eine so dezidiert theoretisch ausgerichtete Studie wie die von Marcus Willand über *Lesermodelle und Lesertheorien* (2014) trägt den Untertitel *Historische und systematische Perspektiven*. Dieser offensichtlich nötigen Verschränkung von historischer und sachsystematischer Ebene sucht das vorliegende Handbuch sowohl durch die in den systematisch aufgebauten Beiträgen jeweils eingearbeiteten chronologischen Linien wie auch durch einen vorgeschalteten, umfangreichen Abriss zur Geschichte des Lesens von den Anfängen bis in die Gegenwart Rechnung zu tragen; neben die Reihung von Geschichte und Systematik tritt somit der Versuch ihrer Zusammenführung.

Hinzu kommt bei einem Thema wie dem des Lesens, dass eine objektive Behandlung des Gegenstandes nicht ohne die mitlaufende Reflexion des eigenen tagtäglichen Leseverhaltens und die zumindest in Ansätzen vollzogene Aufarbeitung der durchlaufenen Lesesozialisation gelingen kann, greift doch ein tiefgehendes Verständnis der beim Lesen involvierten kognitiven, mentalen, physikalischen und kulturellen Vorgänge und Fertigkeiten nur mithilfe der Komplementarität von Außen- und Innensicht. Dem Lesen ist „nur in flagranti auf die Spur zu kommen, im Versuch also, das Lesen zu lesen“ (*Lesen. Ein Handapparat* 2015, 230).

Die Differenz von Innen/Außen

Über das Lesen verständigen wir uns als Lesende, d. h. je schon in einer kommunikativen Praxis Stehende. Dabei impliziert der Tätigkeitsbereich des Lesens, wie ihn auch dieses Handbuch der Reihe *Grundthemen der Literaturwissenschaft* als epistemologischen Hintergrund voraussetzt, nicht (mehr) nur die kontemplative Versenkung in eine Buchseite (vgl. den Fotografien-Band von McCurry 2016). Er umfasst vielmehr das ganze Ensemble des Navigierens durch eine mit Daten, Zeichen und Spuren aller Art gespickte, intelligible Welt. Ohne ein individuell etabliertes, durch Introspektion gewonnenes Vorverständnis des Lesevorgangs und ohne die solide praktische Beherrschung dieser Tätigkeit wäre weder ein passiver noch ein aktiver Umgang mit Literatur möglich, würde evidenterweise auch eine Nutzung dieses Handbuchs und damit die Rezeption dieses einleitenden Textes nicht zustande kommen, die doch gerade jetzt zweifellos stattfindet.

Wie weit zurück müsste man eigentlich gehen, von wo aus müsste man schauen, wollte man das Selbstverständliche des Lesens und der dabei involvierten Voraussetzungen, Kenntnisse und Fertigkeiten einmal *von außen* in den Blick nehmen? Seit etwa 250 Jahren wurde die Anleitung zum Lesenlernen und Lesen in einer wachsenden Anzahl von Ländern als eine staatliche Kernaufgabe betrachtet, die zusammen mit der korrespondierenden Schreibfähigkeit und neben dem Rechnen als Basiskompetenz für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gilt und deshalb im Zentrum schulischer Grundlagenbildung steht. Lesen ist eine Kulturtechnik, deren Ausübung als mühsam erlernte oder genussvoll praktizierte, als sinnliche oder abstrakte Tätigkeit erlebt werden kann. Lesefähigkeit vermag im gesellschaftlichen Vergleich einerseits gemeinschaftsbildend, andererseits aber auch exkludierend zu wirken; es basiert auf allgemein verbindlichen und erlernbaren Techniken und setzt doch individuell je unterschiedliche Fertigkeiten und Erfahrungen frei. Sämtliche alltäglichen Kommunikations- und Verkehrsformen sind mit permanenten, meist unbeachtet ablaufenden Lektüreprozessen verbunden. Ganz gleich, ob wir uns dabei in virtuellen oder realen Räumen bewegen, agieren wir mit größter Selbstverständlichkeit unter Lesenden – und haben vergessen, dass dies über die längste Zeit der menschlichen Geschichte nur jeweils für eine sehr schmale Bevölkerungsgruppe der Fall war (vgl. Griep 2005; Schneider 2004).

Die Lektüre von Spuren und natürlichen Anzeichen ist jedoch keineswegs ein menschliches Spezifikum, sondern auch im Tierreich sind entsprechende Kompetenzen weit verbreitet. Auf der anderen Seite spricht vieles dafür, dass jene graphische Organisation von Texten nach dem Schema der räumlich gestalteten Buchseite, die seit dem Hochmittelalter für das Konzept des regelgeleiteten Lesens zum Modell schlechthin geworden ist (vgl. Illich 1991), im Zeitalter hypertextueller und multimedialer Konnektivität ihre paradigmatische Vorrangstellung einbüßen wird oder schon an die Techniken des vernetzten und verlinkten Navigierens abgetreten hat (vgl. zum Lesen digitaler Literatur Bachleitner 2010 und zum aktuellen Stand von „Rezeptionsprozessen in der digitalen Gegenwart“, also des „Lesen[s] X.0“, den gleichnamigen Band von Böck et al. 2017). Mit anderen Worten: Das Lesen von Texten, die *in corpore* auf Buchseiten ausgebreitet und materiell überliefert werden, stellt aus heutiger Sicht eine epochal und kulturell überschaubar gewordene Sonderentwicklung dar, die freilich bislang noch den allergrößten Teil des überlieferten Universums der Texte umfasst und nicht von ungefähr auch mit der Entstehung und Verbreitung der Gelehrsamkeitskultur an den abendländischen Universitäten geschichtlich einigermaßen kongruent verlief.

Literatur wiederum ist ein ästhetischer Spezialfall schriftfixierter Kommunikation und basiert wie diese auf dem Erzeugen, Speichern und Versenden

enkodierter Notate und auf deren nachfolgender empfängerseitiger Entzifferung. Schriftbasierte Kommunikation ist demnach durch den doppelten Modus von Potentialität und Aktualität gekennzeichnet. Ihr Zusammenspiel findet immer dann statt, wenn Zeilen wie diese von einem lesenden Auge in sprunghaften Bewegungen (Sakkaden) abgetastet und von den dabei involvierten Hirnregionen kognitiv verarbeitet und dadurch ‚verstanden‘ werden. Zum Ideal wird oft erhoben, dass sich der beim Schreibprozess ausgeformte Gedanke nach seinem Transportweg auf der Empfängerseite in gleicher Weise wieder zusammensetzt, wie er beim Absender formuliert worden war. Dabei kann die Aktualisierung des Geschriebenen durch den Lesenden irgendwann – zu einem gegenüber der Niederschrift und dem Druck beliebig späteren Zeitpunkt – geschehen; und sie wird je nach Fähigkeiten, Umständen und Bedarf einmalig oder wiederholt, langsam oder geschwind, nachvollziehend oder mit befremdeter Distanz erfolgen, mal eindeutiger und denotierend, mal mehrdeutiger und konnotierend. Als Formen des Zeichengebrauchs stellen die Akte des Schreibens und Lesens Handlungen zweiten Grades dar; sie beschwören ohne Primäranlass affektive Zustände herauf und bringen Menschen dazu, bestimmte Dinge zu tun oder zu unterlassen. Mittels der extrem elastischen und subtilen Verbindung von Schreiben und Lesen können auf abstraktem Wege und über erhebliche Distanzen hinweg Druck und Macht ausgeübt sowie Kontrollmechanismen implementiert und durchgesetzt werden. Hierfür ist gerade das hohe Abstraktionspotential schriftbasierter Kommunikation ein bedeutsamer Faktor.

Der entscheidende Leistungsgewinn der phönizischen Konsonantenschrift und des griechischen Alphabets gegenüber anderen schriftlichen Mitteilungsformen hatte darin bestanden, das Repräsentationsverhältnis nicht auf die Beziehung von Gedanken und Zeichen abzustellen (so dass jede Zeichenfunktion fast so komplex erlernt werden musste wie die mit ihr artikulierte gedankliche Verknüpfung selbst), sondern unter Ausklammerung der gesamten Referenzproblematik ausschließlich mithilfe der schriftlichen Abbildung von Lautwerten zu etablieren (Haarmann 1991, 268 f.). Gelesen werden in der Alphabetschrift also zunächst nicht gedankliche Inhalte, sondern die ‚Namen‘ oder Bezeichnungswerte der einzelnen lautlichen Komponenten des Systems der gesprochenen Sprache. Unter der griechischen Handels- und Kolonialexpansion setzte sich um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends das phönizische Prinzip einer graphisch kodierten Repräsentation von distinkten Lautelementen rasch in einem relativ weiten Verbreitungsgebiet des östlichen Mittelmeerraumes durch (Stein 2006, 61 f.), übrigens parallel zur Expansion des Geldes als Zahlungsmittel. Beide Verkehrsformen schufen hohe Konvertibilität ungeachtet der substantiellen Eigenschaften des jeweils bewegten Materials. Als „Technik zur Sichtbarmachung von Lautäußerungen“ war das Alphabet in der Lage, kommunikative Zusammen-

hänge auch über trennende Zeiträume und Distanzen hinweg verlässlich zu etablieren: „Einem Leser kann beigebracht werden, Dinge zu äußern, die er niemals vorher gehört hat.“ (Illich 1991, 43) Aus diesen Gründen erwies sich die alphabetische Schrift- und Lesekultur, indem sie aufgrund einer gleichbleibenden, institutionell stabilen Kodierungspraxis hohe kommunikative Adaptivität mit der Möglichkeit der Anlage eines langzeitlichen Gedächtnisarchivs zu verbinden erlaubte, als hochgradig fungibel gerade in kolonialen Herrschafts- und Delegationszusammenhängen. Einerseits verschafften die Fertigkeiten in der schriftbasierten Kommunikation ihren Akteuren erhebliche strategische Vorteile gegenüber den Nutzern weniger geschmeidiger Zeichensysteme, andererseits ermöglichten sie den Aufbau virtueller Befehlsketten und Verpflichtungsbande, die einer unmittelbaren physischen Präsenz der Autorität nicht mehr bedurften, sondern diese auf symbolischer Ebene etablierten und damit einer zunehmenden Internalisierung von Macht- und Kontrollstrukturen zuarbeiteten.

Doch überall dort, wo sich mithilfe des Schreibens und Lesens ein nahezu unumschränkter, machtdurchdrungener Raum von Gesetzen, Ordnungen, Regelungen und Rechtfertigungen zu entfalten begann, erwachsen bald auch verschiedenste Formen des ambivalenten und widerständigen Zeichengebrauchs, des bewussten oder unwillkürlichen Fehllesens etwa oder der subtilen ironischen Verfremdung, die aus den Unbestimmtheitszonen von Schrift, Lesen und Sinnbildung Kapital schlug. Von den sprichwörtlichen Spitzfindigkeiten der antiken Sophisten über die gewitzten Narrenfiguren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, wie Till Eulenspiegel, bis zu den ambivalenzgesättigten Hochstapler- und Betrügerkarrieren in Moderne und Gegenwart sind vielerlei Formen der Renitenz im Umgang mit Lesbarem und Gelesenem überliefert. Oftmals genügt es schon, einzelne problematische Züge des Repräsentationsverhältnisses von Laut und Schrift auszubeuten, um damit Lug und Trug von erheblichen Ausmaßen aktivieren zu können, oft sogar ohne sich dabei ausdrückliche und manifeste Falschbehauptungen zuschulden kommen zu lassen. Die Gebrauchsformen des Zeichenhandelns sind abgründig und bilden schon innerhalb der Grenzen einer Sprache, erst recht bei dem Zusammenspiel mehrerer, eine stete Quelle von Missverständnissen, Fehlschlüssen und Überrumpelungen.

So konnte es nicht ausbleiben, dass für die Literaturtheorie des massen-demokratischen Kommunikationszeitalters der *Akt des Lesens* (Iser ²1986 [1976]) zu einer argumentativen Schlüsselstelle werden konnte und über ihn die Rolle des literarischen Rezipienten als eines eigenständigen und unabhängigen Akteurs im Literaturprozess modellhaft konzipiert wurde. Schon die Romantik sah in der Figur des Lesers eine Art zweiten, erweiterten Autor, über den erst die produktive Ergänzung und Vollendung des ästhetischen Werkgeschehens gelingen konnte. So sah beispielsweise Eichendorff diejenigen als „die rechten Leser“ an, „die mit

und über dem Buche dichten“ (vgl. dazu Kremer und Kilcher 2015, 103). In einem charakteristischen Spannungsverhältnis beschrieb die Rezeptionsästhetik die Dimension der Lektüre einerseits als bereits in der Werkstruktur implizit angelegt und idealiter vorgeformt, während sie andererseits die Nachträglichkeit, Unverfügbarkeit und Offenheit des Leseaktes als seine irreduziblen Freiheitsmerkmale betonte.

Neben die poetologische und die hermeneutische Bestimmung der Leserrolle als zum Schreibenden komplementäre Funktion traten in den vergangenen Dekaden schließlich die Objektivierungstendenzen sowohl der kognitiv ausgerichteten wie der sozioempirisch fundierten Rezeptionsforschung, in welchen quantitative Daten über tatsächliches gesellschaftliches Leseverhalten und über die dabei involvierten zerebralen Prozesse gewonnen wurden – freilich ohne damit den kulturellen Faszinationswert und die mentalen Geheimnisse dieser fast magischen Kulturtechnik vollständig zu lüften. Sozioanalytische Erhebungen und physiologische Daten können zwar abbilden, welche Aktivitäten regelhaft mit bestimmten Lesetätigkeiten verbunden sind (und wie sich gesellschaftliche und physische Rahmenbedingungen dabei jeweils auswirken), doch entwerfen sie damit ebenso wenig ein ‚inneres Bild‘ des Lektüregeschehens, wie dies die zahlreichen Abbildungen lesender Menschen in der bildenden Kunst oder im Film zu tun vermögen. Auf diesen Bildern sind oftmals über Bücher und Schriftstücke gebeugte, ins Lesen versenkte Menschen zu sehen; es geht also aus den bildlichen Darstellungen durchaus hervor, welche Haltung Lesende einzunehmen pflegen, doch wäre allein diese äußerliche Anschauung niemals in der Lage, einem Illiteraten die Technik des Lesens selbst zu erschließen. Was da intrinsisch geschieht und in welcher Welt der oder die Lesende sich während des Lesevorganges mental befindet, ist aus dem äußerlich beobachtbaren Geschehen selbst kaum abzuleiten und kann auch durch Messverfahren wie das Eye-Tracking nur oberflächlich erfasst werden (vgl. die Beiträge in *From Eye to Mind* [1990]).

Die Diskrepanz zwischen innerlicher und äußerlicher Betrachtungsweise ist frappant; freilich bildet die Innen/Außen-Dichotomie nur einen der bei der konzeptionellen Bestimmung des Lesens auftretenden konstitutiven Gegensätze. Als weitere, ähnlich konträr aufgebaute Spannungsfelder lassen sich die Gegensätze von Fläche und Tiefe, die Dualität von Auge und Ohr sowie das Gegeneinander von konsekutiven und simultanen Mechanismen festmachen. In allen den genannten Hinsichten erweist sich das Lesen bei genauerem Einblick als eine in diesen Dichotomien jeweils nicht einsinnig verortbare, monomethodische Technik, sondern weit eher als eine kombinatorisch angelegte, zwischen konträren Optionen ausbalancierte oder sie geschickt kombinierende Fertigkeit.

Die Differenz von Fläche/Tiefe

Das Spannungsfeld von Oberfläche und Tiefe etwa weist in der Mediengeschichte des Schreibens und Lesens auf jene Bewegungen des Einritzens oder Eingravierens zurück, die mithilfe eines länglichen, von der Schreibhand gelenkten Instruments, eines Griffels oder Stiftes, ausgeführt wurden. Im Zuge der fortschreitenden Anforderungen an die Geläufigkeit, Geschwindigkeit und Quantität des Schreibens ging diese Schreibtechnik des gravierenden Ritzens zunehmend in die oberflächlich gleitende Bewegung der Tintenfeder oder des Bleistiftes über. Demzufolge nahm die vertikale Tiefeneinwirkung in der Handhabung des Stiftes ab, die Bedeutung der horizontalen Distribution des Schreibstromes hingegen zu; aussagefähig wurden nun Feinheit, Akkuratess und kreative Eigenarten der Linienführung. Der Begriff des Stils geht vom Schreibgriffel, dem *stilus*, auf die ästhetische Faktur des Geschriebenen über, wie etwa Buffons Diktum belegt: „Le style, c'est l'homme même“ (Buffon 1872). Dementsprechend bildet sich auch in der Lektüre die haptische Qualität mit den Fingern ertastbarer Eindrücke gegenüber der abstrahierenden Fähigkeit, das Auge geschwind über Linien und Flächen hingeleiten zu lassen, zurück. Tendenziell ist in den jüngsten medientechnischen Hard- und Software-Entwicklungen wiederum eine Rückkehr der vertikalen Schreibdimension und ihrer taktilen Qualitäten zu konstatieren, da sowohl die übereinandergelegte Verlinkung mehrerer Darstellungsebenen (Hypertext) wie auch die berührungssensitiven Displays wieder eine aktivere Rolle der haptischen Texterfassung vorsehen, womit die Flächigkeit der bildschirmgestützten Textträger gleichsam eine sekundär konstituierte ‚Tiefe‘ zurückgewinnt. Das lässt sich in jüngster Zeit auch für die Umschläge von Paperbacks beobachten, bei denen zunehmend ‚erhabene‘ Elemente anzutreffen sind, die die vormalige Flächigkeit zur Dreidimensionalität tendieren lassen.

Die Differenz zwischen visuellem und auditivem Übertragungsweg

Besonders intensive Forschungsdebatten haben sich seit jeher auf die Beziehung von Auge und Ohr und damit auf das Verhältnis von stiller zu akustisch manifester Lektüre gerichtet. Zwischen dem Sprechen-Hören und dem Schreiben-Sehen klappt eine so sinnfällige Divergenz, dass es plausibel erscheint, hier von zwei kognitiv weitgehend getrennten Induktionsprozessen auszugehen. Zwar wird beim Lesen die Sprache als basales Medium der Verständigung herangezogen, doch bleibt sie in der Textform eigentümlich stumm: Die Lesesäle der Bibliotheken sind wahre Archive des Schweigens, in denen schon leises Tastenklappern

als Störgeräusch auffällt. Ein geschichtlich noch nicht allzu weit zurückliegender edukativer ‚Fortschritt‘ bei der Verbreitung und Erhöhung von Lesekompetenzen bestand in der Propagierung der stummen und einsamen Lektüre. Die Verbannung des beim lesenden Entziffern als Begleiterscheinung auftretenden Mitsprechens ‚nach innen‘, in die Zerebralsphäre der imaginativen Körpertätigkeit, ist ein der Affektkontrolle verwandter Abstraktionsvorgang, bei dem zeit- und aufwandsersparend manche Implikationen des Lesevorganges verflachen und nur mehr angedeutet oder in abgekürzter Form realisiert werden. Doch zeigen die Befunde der Leseforschung, dass auch beim stummen Lesen oftmals eine gewisse ‚Subvokalisation‘ auftreten kann, bei der andeutungsweise und niederschwellig zusammen mit der graphischen Textwahrnehmung auch die lautlichen Korrelate aufgerufen werden; teils virtuell, teils manifest (vgl. *Dichtung für die Ohren* 2015). Klaus Weimar geht so weit, das Lesen als ein „Sprechen zu sich selbst“ definitorisch an das Element der ‚inneren‘ akustischen Realisation zu koppeln (Weimar 1999). Dass der Verzicht auf die Lautlichkeit beim Lesen weder vollständig noch irreversibel ist, wird zudem durch die Konjunktur der Hörbücher und Audiostreams oder durch die Beliebtheit von Poetry-Slams und anderen performativen Lesedarbietungen mit einbezogenem Publikum belegt. Insofern zeitigt der sozialisationsgeschichtliche Musterfall des stummen Lesens offenkundig eine Art komplementären Vokalisierungsbedarf, welcher bei lebenden Autoren u. a. durch die berühmte Wasserglas-Lesung oder durch andere paratextuelle Verlautbarungen bedient werden kann, bei toten Dichtern hingegen durch die interpretatorische Maxime der Rekonstruktion dessen abgedeckt wird, was der Autor mit seinem Text hatte ‚sagen wollen‘.

Die Differenz zwischen konsekutiven und simultanen Mechanismen des Lesens

Grundsätzlich beruhen das Lesen und seine methodische Intensivvariante des interpretierenden Entzifferns und Nachvollzugs auf der sowohl räumlichen wie zeitlichen Trennung der kommunikativen Instanzen von Sender und Empfänger. Diese wiederum ist eine Folge der systematischen Auslagerung der Rhetorik als Redekunst in die kontrollierten und reproduzierbaren Darstellungsformen der Medialität der Schrift: Beim einsamen Schreiben ist der adressierte Leser abwesend, beim einsamen Lesen der Absender, der den Text geschrieben hat. Diese komplementäre Mangelstruktur ist konstitutiv für literarische Kommunikation – von der klassischen Briefkultur bis in die vernetzten Digitalmedien. Lesen trägt – wie die Beschäftigung mit jeder Art von Spuren – das Merkmal der Nachträglichkeit, hat aber den Vorzug des zeitlich beliebigen und wiederholbaren Zugriffs.

Während der Redeakt und seine auditive Rezeption einer transitorischen Linearität unterliegen, bei der in unablässigem Daten-Transport die jeweils nachfolgende Zeitstelle das Zeichenmaterial der ihr vorangegangenen verdrängt, schafft ein Text als schriftlich fixierte (und meist durch ein Druckbild graphisch zusätzlich ausgeformte) Ganzheit die simultane Existenz eines Artefakts, das in verschiedenste Richtungen und mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten erkundet werden kann. Für die Literatur können daraus geradezu *Poetiken des Blätterns* (vgl. dazu Schulz 2015) entstehen, die den Leser immer schon mitdenken. Andererseits jedoch unterscheidet sich die Rezeption eines Textes von etwa derjenigen eines bildkünstlerischen Werkes dadurch, dass die simultan präsentierte Fläche etwa einer Buchseite nicht mit gleichermaßen befriedigenden Ergebnissen auf jede beliebige Weise abgetastet werden kann, sondern für die erfolgreiche Dekodierung eine bestimmte konsekutive Zeichenfolge mehr oder minder zwingend vorgegeben ist. Lesen ist etwas, was man der Reihe nach bewerkstelligt; von links nach rechts (in manchen Schriftsystemen auch umgekehrt), von oben nach unten oder in der Gegenrichtung (um etwa in einem absteigend gereihten Lebenslauf der Chronologie zu folgen). Der Lesevorgang verbindet demnach jeweils eine simultane und eine sukzessive Komponente dergestalt, dass die zeitliche Linearität der gesprochenen Sprache und die räumliche Simultanität des flächig ausgedehnten Artefakts eine ästhetische Kombinatorik eingehen, die der Rezeption zwar eine konsekutive Richtung und Bahn vorschreiben, zugleich aber gelegentliche Vor- und Rückwendungen oder übergreifende Blicke auf die Gesamtanlage ermöglichen.

Vier Dimensionen der Schreiben/Lesen-Kommunikation

In den vier skizzierten Dimensionen der anthropologischen Innen/Außen-Differenz, der Oberflächen- und Tiefenstruktur des medialen Trägers, der Korrelation von visuellem und auditivem Übertragungsweg sowie der semiotischen Dualität von dia- und synchroner Zeichenordnung erweisen sich die grundlegenden Aspekte der Schreiben/Lesen-Kommunikation als bemerkenswert widersprüchlich respektive zwiefältig angelegt. In ihren geschichtlichen Entwicklungsphasen und Erscheinungsformen, so der vorherrschende Eindruck, lassen sich die Merkmale der Kulturtechnik des Lesens kaum auf bestimmte substantielle Eigenschaften oder Werte festlegen; weit eher sind sie als operative Bewegungen innerhalb von bestimmten Spannungsfeldern und Gegensatzbeziehungen aufzufassen, bei welchen die Techniken des Lesens jeweils zwischen gegenläufigen Kräften bzw. Zielvorgaben ausgleichende Vermittlungsfunktionen ausüben: zwischen äußerer Haltung und innerer Anteilnahme, zwischen flächiger Expansion

und haptischer Eindruckstiefe, zwischen auditiver Mündlichkeit und visueller Schrift sowie zwischen einem zeitlich-linearen Progress und einer simultanen Gestalthaftigkeit.

Ohne hierzu in jedem Falle explizit Stellung zu nehmen, lassen die in diesem Handbuch versammelten Beiträge gleichwohl eine nahezu durchgängige Tendenz erkennen, innerhalb der Kulturtechniken des Lesens weder eine einsinnige historische Entwicklungslinie (sei es die des Fortschritts der Aufklärung oder die der kulturpessimistischen Verfallsdiagnose) anzunehmen, noch eine axiologische Werthierarchie zwischen basalen und elaborierten Lektüreformens anzulegen. Zwar lesen heute mehr Menschen mit höherem intellektuellem Schulungsgrad mehr Texte mit größerer kommunikativer Reichweite und gestiegener praktischer Relevanz, als dies vor zweihundert, vor fünfhundert und erst recht vor zweitausend Jahren der Fall gewesen war; insofern liegt die Globaldiagnose des Wegs in die Lese-gesellschaft sicher nicht ganz falsch. Aber wie intensiv, wie genau, wie erfolgreich und wie nachhaltig jeder einzelne dieser Lesevorgänge ausfällt, ist dabei von einem zunehmend komplexeren Geflecht an begünstigenden oder erschwerenden Faktoren abhängig, bei denen neue Formen der (Bildungs-) Ungleichheit ebenso wie der beschleunigte Wandel von medialen Formen und kommunikativen Substraten eine erhebliche, mittel- wie langfristig schwer einzuschätzende Rolle spielen. Zwischen einem Schriftstellerleben des klassischen Literaturzeitalters (etwa von Lessing bis Hofmannsthal), das sich bei manchen Fällen in mehreren zehntausend handgeschriebenen Briefen niedergeschlagen hat, und den typischen Nutzungsprofilen der aktuellen digitalen Medienangebote gibt es einerseits nur wenige lebensweltliche Überschneidungen, andererseits aber doch eine Reihe von erstaunlichen prinzipiellen Übereinstimmungen, wenn es etwa um ästhetische Lenkung von Aufmerksamkeit oder um poetologische Gestaltungs-rationalität geht. Als eine methodologische Maxime – der auch die Beiträge dieses Handbuchs mal eher explizit, mal eher implizit folgen – soll deshalb angenommen werden, weder die Diskontinuität noch die Vergleichbarkeit des geschichtlich und systematisch Auseinanderliegenden überzube-werten. Zu den konstitutiven Illusionen nicht nur dieses Handbuchs, sondern vielleicht sogar der Kulturgeschichte insgesamt zählt der Glaube daran, dass sich im Spektrum der so eklatant verschiedenartigen Erscheinungsformen und Gebrauchsweisen einer so elementaren Kulturtechnik wie derjenigen des Lesens überhaupt so etwas wie ein gemeinsames begriffliches Schnittfeld herauspräparieren lässt.

2 Theoriegeschichte(n) des Lesens: historisch und systematisch

In der Theoriegeschichte der Literaturwissenschaften ist die mitlaufende Reflexion über die Entwicklungsphasen, Erscheinungsformen und Einsatzmöglichkeiten des Lesens stets eine treibende Kraft gewesen, wenngleich der Fokus dabei meist weniger auf den Lektüretechniken selbst als auf den durch sie konstituierten Gegenständen und Perspektiven lag. Zahlreiche philosophische und literaturwissenschaftliche Innovationen sind direkt oder mittelbar als Folgewirkungen bestimmter Lektüreweisen entstanden bzw. methodisch geschärft worden. Dazu gehören etwa die antiken Wissensformen der Hermeneutik und Mantik, die mittelalterliche Allegorielehre des vierfachen Schriftsinns, im Aufklärungszeitalter die buchgestützten Speicherformen des Kommentars, der Übersetzung und der Enzyklopädie, in der Moderne wiederum das Close Reading bzw. Careful Reading des textimmanenten New Criticism, die rezeptionsästhetische Entdeckung der auf Leerstellen und implizite Lenkungen gestützten Akte des Lesens (Iser ²1986 [1976]) und schließlich das dekonstruktive Interesse für aporetische Formen des Lesens (Bloom 1997 [1975]; de Man 1979; ³1983 [1971]; 1984; 1986; 1988; 1999 [1979]; 2012) oder die postkoloniale Entdeckung der kontrapunktischen Lektüre (Said 1994 [1993]), auf die wiederum jüngst die Konjunktur der von maschinengenerierten Lektüren gespeisten Analysen der Korpuslinguistik und anderer quantitativer Auswertungsverfahren folgte – um nur einige besonders prägnante methodengeschichtliche Formationen zu nennen. Wie hat dabei jeweils die zeitbedingte Auffassung des Lesens in die Ausarbeitung wissenschaftlich-theoretischer Erkenntnisinteressen und Arbeitsformen hineingewirkt?

Antike: Entziffern und Deuten als grundlegende Praktiken des Lesens

Seit der antiken Grundlegung der Praxis der Hermeneutik bilden die Entzifferung und Deutung sowohl von natürlich hervorgegangenen (*terrigenus*) wie von kulturell geschaffenen (*factitius*) Zeichen eine der vorrangigen Erkenntnisformen menschlicher Weltanschauung und Naturaneignung. In weiten Teilen ist das methodische Spektrum interpretierenden Lesens und seine Theoriegeschichte letztlich zurückzuführen auf jenen mit den großen Schriftreligionen etablierten und in der spätantiken, philologisch-theologischen Gelehrsamkeitskultur ausgeformten Dienst am Text, mit dem Geist und Buchstaben des in der *Heiligen Schrift* niedergelegten göttlichen Wortes für die jeweils zeitgenössischen Glaubens-

gemeinschaften dargestellt und ausgelegt wurden. Hermeneutik als Interpretationslehre (vgl. Gadamer 1975) ist somit wesentlich eine lektürebasierte, auf je spezifischen metaphysischen Vorannahmen und medialen Rahmenbedingungen beruhende Vermittlungstätigkeit. Ihr zur Seite steht als ‚dunklere‘ Erkenntnisform die Tradition magisch-esoterischer Naturkunde samt ihrer Manipulationstechniken. Das Spurenlesen, die Wahrnehmung und Interpretation der Eigenarten von Pflanzen, Tieren, Erd-, Wind- und Wasserphänomenen, insbesondere auch die aufmerksame und geduldige Langzeit-Beobachtung der Bewegungszyklen von Himmelskörpern besaßen ihre methodischen Gemeinsamkeiten in einem Konzept der Lektüre des Buchs der Natur, bei dem nahezu sämtliche gnoseologischen Praxisformen als Techniken des Lesens organisiert waren, und dies wiederum hieß: als figurative Operationen einer nachzeichnenden, entziffernden und ausdeutenden Zusammenschau von visuellen Sinneswahrnehmungen. „Was nie geschrieben wurde, lesen“ – diese von Walter Benjamin (1991 [1974], 1238) aufgegriffene Formel Hugo von Hofmannsthal (1900) umschreibt all jene mantischen Erkenntnisformen von der Astrologie bis zur Handlesekunst, die vor bzw. außerhalb enkodierter Zeichenkommunikation das menschliche Naturverhältnis nach Parametern eines Lektüreaktes modellieren. Die Auffassung, via Lektüre mit besonderen Kräften, Geistern oder divinatorischen Fähigkeiten im Bunde zu stehen, stellt bis heute eine gewisse magische Komponente der Bedeutungsdimensionen des Lesens dar.

Mittelalter: Lesen im Buch Gottes

In der Wissensordnung des Mittelalters bildeten das Buch Gottes und das Buch der Natur zwei nicht gegensätzliche, sondern komplementäre, aufeinander bezogene Wissensbereiche aus. Gefragt war nicht die methodologische Distinktionsbildung, sondern die Vereinbarkeit und Kombinierbarkeit per Analogie. Im Konzept des vierfachen Schriftsinns ist die allegorische Handhabung von Texten zu einem ausgeklügelten Modell von Sinnstufen entfaltet, bei der zum *sensus literalis*, der buchstäblichen Wort- und Satzbedeutung eines Textes, noch drei andere, mit zunehmend transfigurierten Sinnpotentialen versehene Deutungsschichten hinzukamen, nämlich die allegorische, die anagogische und die eschatologische Bedeutungsebene ein und derselben Textstelle. Auf diese Weise konnte nahezu jeder Textstelle (meist Bibelstelle) neben ihrer konkreten situativen Referenz zunächst eine symbolisch-abstrakte, sodann eine lebensweltlich-moralische und schließlich eine heilsgeschichtlich-überzeitliche Aussage zugeschrieben werden, wodurch ein komplexes System von Sinnstufen und Verweisungen entstand, in der eine begrenzte Basis von Signifikanten mit einer ungleich größeren Menge

von hierarchisch geordneten Signifikaten ‚angereichert‘ wurde. Obwohl diese relativ strengen Regeln der Allegorese außerhalb der in ihrem Rahmen erfolgten Textproduktion nur bedingt anwendbar sind, zeigen sich ebenfalls bis in die Gegenwart in der philologisch-interpretatorischen Gelehrsamkeit noch gewisse Auswirkungen der entsprechenden Tradition, so etwa dann, wenn die Dignität literarischer Werke u. a. daran bemessen wird, wie viele ‚höhere‘ Lesarten und Ausdeutungen über ihrem *sensus literalis* errichtet werden können.

Aufklärung: Die Welt lesbar abbilden

Das Zeitalter der Aufklärung schuf, indem es an die Archive und Wunderkammern der Frühen Neuzeit und ihr Prinzip einer topologischen Welt-Abbildung anknüpfte (Schmidt-Biggemann 1983), erstmals eine konsequent auf Ordnungssystemen basierende Wissenskultur, in der vor allem der Zeichensatz des Alphabets zu einem erkenntnisleitenden Darstellungsmedium avancierte. Die Welt und das Wissen von ihr als ein Ganzes zu umrunden, wurde zum Masterprojekt des zweiten Entdeckungszeitalters, das seinen sinnfälligen Ausdruck gleichermaßen in der Circum-Navigation der Weltumsegler Cook und Co. wie auch in der Enzyklopädie Diderots und seiner Mitstreiter fand. Zwischen A und Z eine Universaltopik des gesamten menschlichen Weltwissens einzurichten, war emblematischer Ausdruck der Wissensutopie einer zutiefst buch- und buchstabenbegeisterten Epoche, für welche die ‚beiden Bücher‘ des Mittelalters längst zu einem einzigen Buch, aber mit unzählig vielen Teilbänden, fusioniert waren. Soweit irgend möglich, wurde im europäischen 18. Jahrhundert die Generierung neuen Wissens in die Anfertigung von Übersetzungen, Kommentaren und Wörterbüchern gegossen, und auch diese gleichsam medien-administrative Variante aus der Wissensgeschichte der Methodenlehren hat ihren weitreichenden Einfluss auf die *Humanities* bis heute nicht eingebüßt.

19. und 20. Jahrhundert: Vom immanenten Textstudium zum Close Reading

Als eine Art Abwehrreaktion auf die doppelte Herausforderung sowohl durch den historistischen wie durch den empirischen Schub in der Wissenskultur des 19. Jahrhunderts kam in den Geistes- und Literaturwissenschaften des frühen 20. Jahrhunderts sodann ein Trend zur Versenkung ins immanente Textstudium zum Tragen, der vor allem in seiner angloamerikanischen Ausprägung unter der vielzitierten Formel des ‚Close Reading‘ bekannt geworden ist. Im Gegenzug zu

den allegorischen Formen der Sinnanreicherung sucht das Close Reading seiner Bezeichnung gemäß möglichst nah am Text zu bleiben, den Signifikanten dicht auf der Spur. Was der Text selbst bzw. sein Wortlaut besagen, wird nun gegenüber sämtlichen ‚übertragenen‘ Ausdeutungen als die primäre und eigentliche Bedeutungsbasis bevorzugt; wahrheitsfähig ist allein die phänomenale Oberflächenstruktur. Wenn in diesem Zusammenhang gelegentlich auch von einem ‚Careful Reading‘ die Rede ist, so zielt dies auf die (etwa gegenüber ideologischen Konnotationen geforderte) Tugend, sich nicht vom Text in seiner Buchstäblichkeit ablenken oder abbringen zu lassen.

Aus dem Beharren auf texttreuer Buchstäblichkeit spricht mitunter jene Art von Vorbehalt, der gegen die psychoanalytische Einsicht in die Ambiguität sprachlichen Zeichenhandelns gerichtet zu sein scheint, demzufolge etwa in scheinbar harmlosen Wortspielen eine Fülle von sexuellen Triebenergien mitschwingt. Mit Sorgfalt und Vorsicht wappnet sich eine gewisse methodische Biederkeit textimmanenter Lektüren insbesondere gegen die – von der Postmoderne wieder aufgegriffenen – Versuchungen einer „fröhlichen Wissenschaft“ (nach Nietzsche 1980 [1886]), die gerade nicht im interesse- und leidenschaftslosen Raum der Neutralität verbleibt, sondern sich ausdrücklich von den satirischen und erotischen Ausprägungen des eigenen Spieltriebs leiten lässt. Unter dem Banner der „gaya scienza“ (Nietzsche 1980 [1886], 7) frönt die Lektüre einem scherzhaften oder sogar maliziösen Eigensinn, während sie in der Devise des Careful Reading sogar der Erwartung Ausdruck verleiht, dass der geschulte Umgang mit wohlgeformten Texten auch die Entwicklung einer ethisch ausgerichteten Persönlichkeitsstruktur begünstige bzw. die Anlagen zu einer solchen bereits voraussetze.

Lesen und Subjektivität

Doch kommen sowohl die spielerische wie die moralische Auffassung des Lektürevorganges zumindest darin überein, dem Aspekt der Subjektivität eine besondere Bedeutung einzuräumen. Wenn zwei Menschen den gleichen Text gelesen haben, so haben sie eben im Ergebnis keineswegs dasselbe gelesen; die Art, wie Textinhalte *ex post* zusammengefasst und wie dabei bestimmte Elemente priorisiert, andere eher vernachlässigt oder ganz ausgeblendet werden, zeigt an, dass sich die individuelle Lektüre jeweils ihren ganz eigenen, unverwechselbaren Pfad durch einen Text bahnt. Was andere Menschen mit klarer intentionaler Zielvorgabe geschrieben haben, kann in der Lektüre auf verschiedenartigste Weise aufgenommen werden: sympathetisch oder kritisch, kooperativ oder resistent, benevolent oder maliziös. Ein identischer Text, von ein und derselben Person in unterschiedlichen Lebensaltern wiederholt gelesen, kann jeweils markant unter-

schiedliche Bedeutungen freisetzen. Im Rahmen der Analysen einer qualitativ und textbasiert ausgerichteten Rezeptionsästhetik wiederum ist nach den Regelmäßigkeiten und Gründen für solche Varianzphänomene zu fragen, während sie in der empirischen Leseforschung zunächst auf breiter Datenbasis erfasst, dokumentiert und aufgefächert werden.

Wann ist die Lektüre erfolgreich? Einesteils dann, wenn der Akt des Lesens mit einem ergebniskontrollierten Verständnis abgeschlossen werden und sodann in eigenes Handeln transformiert werden kann. Andernteils dann, wenn die Lektüre weitere, komplexere und langwierigere Lektüren nach sich zieht, und dies immer so fort. Die Innen- und die Außenwelt des Lesens sind durch ein nur schwer auszubalancierendes System von Fremd- und Selbstbezügen miteinander verbunden. Noch einmal kann hier das Reflexionspotential der Hermeneutik für ein besseres Verständnis des Leseprozesses und seiner Schwierigkeiten herangezogen werden. Mit dem Begriff des ‚hermeneutischen Zirkels‘ wird nicht etwa schlichtweg die zirkuläre Projektion des eigenen Vorwissens auf den stattfindenden Lektüre- und Verstehensprozess bezeichnet. Genau genommen geht es dabei vielmehr um jenes für konsekutive Bildungsetappen charakteristische und letztlich unaufhebbare Problem, dass man zu Anfang einer bestimmten Lerneinheit noch nicht alles wissen kann, aber schon weit mehr an Vorwissen bräuchte, um überhaupt in die spezifische Informationsvermittlung hineinzufinden.

Im technischen Sinne beschreibt der hermeneutische Zirkel jenes Verstehensdilemma, welches sich bei der Lektüre von Texten durch die komplexe kompositorische Beziehung der Teile zum Ganzen ergibt. Ein Beispiel: Um den ersten Satz in Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu* verstehen zu können – und das wiederum heißt: ihn als logisch gestufte Analepse innerhalb einer groß angelegten narrativen Rekonstruktion der Kindheitserlebnisse eines Ich Erzählers aus dessen Erwachsenenperspektive einordnen zu können –, müsste der Erstleser zu Beginn seiner Lektüre eigentlich das ganze Werk dieses siebenbändigen Romans schon mindestens einmal durchlaufen haben, denn sonst ist er diesem *medias in res*-Auftakt gegenüber vollkommen aufgeschmissen. Nach erstmaliger Gesamtlektüre des Romans wiederum stellt man ans Ende gelangt fest, dass nun eigentlich erst ‚mit wissenden Augen‘ eine Gesamtlektüre des Romans gelingen kann, diese also aufs Neue und wieder von vorne einsetzend unternommen werden müsste. Das Wiederlesen des Anfanges geschieht dann allerdings gerade nicht mehr mit jener unbefangenen Neugier einer Entdeckungsreise, die wiederum beim Einstieg in Prousts Textuniversum als Rezeptionshaltung eigentlich vorausgesetzt ist. Auf diese Weise ist bei der Lektüre also immer etwas noch nicht oder nicht mehr vorhanden, was zu einem adäquaten Verständnis der Textstruktur unbedingt erforderlich ist. An den Einzelstellen fehlt der Blick aufs Ganze, in den Kindheitsepisoden irritiert die ungenaue Ahnung des Kommenden, während die späteren Folgen

die lebendige Frische der früher durchlaufenen Abschnitte vermissen lassen, wie man freilich erst im Nachhinein bedauernd erkennen muss.

Die zeitliche Dimension des Lesens

Wie das Merkmal der Subjektivität, so spielt folglich auch der Faktor Zeit im Lesevorgang eine ganz besondere Rolle. Lesen ist eine zeitaufwändige Tätigkeit *par excellence*. Sämtliche literarischen Genussformen und intellektuellen Betätigungen, die auf eigener und gründlicher Textlektüre beruhen, sind am extremen Gegenpol eines effizienten Umgangs mit Zeitressourcen angesiedelt. Zwar sind geübte Lesende in ihrem Lektürepensum deutlich schneller als Ungeübte, doch wächst damit erfahrungsgemäß das von ihnen abzuleistende Lesequantum in noch größeren Schritten, so dass niemals und für niemanden eigentlich genug Lesezeit vorhanden ist oder von einem erfolgreichen Abschluss der Lektürephase die Rede sein kann. Lesen ist eine anti- oder an-ökonomische Form, seine Zeit zu verbringen. Es ist als eine ebenso kontemplative wie analytische Technik eine genuine Errungenschaft der mittelalterlichen Studienkultur der Scholastik, die sich (wie auch der Begriff Schule) im wörtlichen Sinne vom Luxus des Zeithabens ableitet. Gerade im Sinne einer Gegenkraft könnte der verschwenderischen Gepflogenheit des zeitvergessenen Lesens hier eine neue, rebellische Rolle zukommen.

Andererseits kann man das Lesen durch den Einsatz von Hilfsmitteln oder Sekundärinformationen auch abkürzen, umgehen oder optimieren. Insbesondere die vergleichsweise mechanischen Leseprozesse, wie sie für die Ermittlung und Auszählung von Belegstellen erforderlich sind, können heute großenteils bereits an Maschinen delegiert werden. Was geschieht, wenn auch die verstehende Dimension der Geisteswissenschaften zunehmend von quantifizierenden Lektürepraktiken unterstützt oder auch herausgefordert wird? Rückt dann ein auf die Verarbeitung großer Datenvolumina ausgerichtetes ‚Distant Reading‘ (Moretti 2016) an die Stelle vertiefter, nachbuchstabierender Einzellektüren, so dass die Frage nach dem ‚Lesen unter digitalen Bedingungen und Möglichkeiten‘ noch einmal ganz neu gestellt werden muss? Mitunter werden, wie verschiedene Arbeitsproben dieser disziplinären Neuentwicklungen zeigen, hierbei Strukturen wahrnehmbar, die den individuellen Lektüreprozess bislang meist eher unterschwellig, aber wirkungsvoll mitgeformt haben. Zwischen naher und distanzierter, schneller und langsamer, subjektiver und standardisierter Lektüre muss, derzeit zumindest, keine Entscheidung, noch nicht einmal eine Priorisierung getroffen werden. Auch hier gleicht das Lesen *de facto* weit eher einem Navigieren zwischen verschiedenen Optionen, als dass es eine verbindliche Festlegung

seiner Orthopraxie, eine Fixierung ‚richtigen‘ Vorgehens verlangen würde. Es ist durchaus legitim, immer wieder zu prüfen: Muss ich das eigentlich lesen? Habe ich dies womöglich schon einmal gelesen, aber wieder vergessen? Wie viel Zeitaufwand werde ich an die Lektüre setzen und wohin bringt sie mich? Kaum eine dieser Fragen aber lässt sich beantworten, ohne damit schon ins Lesen und seine methodischen Problemzonen hineinzugeraten.

3 Forschungssituation, Zielsetzung und Aufbau des Handbuchs

Auch wenn das müßige Lesen im Lehnstuhl und beim Lampenschein der Vergangenheit angehören mag, bestimmt *Literacy* mehr denn je die intellektuellen Standards der Informationsgesellschaft. Über viele Medienwechsel hinweg ist und bleibt Lesen eine der basalen kulturellen Kompetenzen der menschlichen Weltorientierung und Kommunikation. In der Tätigkeit des Lesens verbinden sich kognitive, ästhetische, emotionale und soziale Fähigkeiten zu komplexen Operationen der Zeichenerkennung, der Sprachdarstellung und Musterbildung.

In sprach- und literaturwissenschaftlicher Hinsicht bildet das Lesen zwar einen elementaren Bestandteil aller größeren Theoriemodelle des Verarbeitens sprachlicher bzw. literarischer Kommunikate. Dennoch sind die u. a. epistemischen und mediengeschichtlichen Voraussetzungen des Lesens sowie die dabei eingesetzten sinnesphysiologischen, kognitiven und kulturellen Prozesse nur selten ineinandergreifend und in systematischer Perspektive behandelt worden. Klar ist: Im Vorgang des Lesens selbst und auch im Bildungsziel der Lesefähigkeit kommt weit mehr zur Anwendung als das bloße Dekodieren von (verschlüsselten) Signalen. Wie aber lässt sich aus literaturwissenschaftlicher (literatursoziologischer, semiotischer, linguistischer) Sicht das jeweils kulturell, geschichtlich und sozial variable Spektrum des lesenden Umgangs mit Zeichen, Schrift(lichkeit) und Text(en) überhaupt konzeptionell erfassen?

Forschungssituation

Die Erforschung des Lesens ist – eigentlich – ein Kerngeschäft literaturwissenschaftlicher Quellenauswertung, Analyse und Theoriebildung. Kaum irgendwo liegen so auskunftsfreudige, vielfältige und reflektierte Zeugnisse zur Geschichte des Lesens sowie zur Beschaffenheit seiner Akteure und Schauplätze vor, wie in den literarischen Beständen selbst. Zudem setzt jegliche Textinterpretation und

Werkanalyse primär mit der Verarbeitung von Leseerfahrungen an, bedarf also einer mitlaufenden konzeptionellen Selbstverständigung sowohl über die epistemologischen und medialen Voraussetzungen des Lesens wie über die geistige und ästhetische ‚Natur‘ dieser Tätigkeit selbst. Umgekehrt erwächst den Literaturwissenschaften respektive den Philologien in der Referenz auf diejenige kulturelle Leistung, die ihre genuine und unbestrittene Domäne darstellt, eine hohe Expertise von allgemeiner Tragweite, die zu analytischer Klarheit und explikativer Prägnanz, vielleicht sogar zu prognostischer Weitsicht befähigen sollte. Gleichwohl ist zu konstatieren, dass in den neuphilologischen Literaturwissenschaften die Fragen nach Techniken, Formen und Gegenständen des Lesens, gemessen an ihrer strategischen Relevanz, weiterhin (oder wieder) eine nur nachrangige Rolle zu spielen scheinen.

Die treibenden Impulse für eine literatur- und kulturwissenschaftliche Konzeptualisierung des Lesevorgangs kamen zunächst hauptsächlich aus den Bereichen der Kultursemiotik, der Rezeptionsästhetik und der Sozialgeschichte (vgl. Schneider 2004). Paradigmatisch hierfür war die literaturtheoretische Aufwertung des Lesens durch die einschlägigen Arbeiten von Roland Barthes, Hans Robert Jauss und Wolfgang Iser seit den 1960er Jahren. Zu einer zweiten Konjunktur der Erforschung des Lesens trug sodann die sozialgeschichtliche Orientierung der Literaturwissenschaft seit Mitte der 1970er Jahre bei. In den wiederum hieraus entstandenen, ausdifferenzierten Forschungsfeldern der Medien-, Kommunikations- und Bildungsforschung dominierten seit den 1990er Jahren eher didaktische (Lesenlernen, Lesemotivation/-disposition), buchwissenschaftliche (wer liest was und warum und in welchen Zusammenhängen?), kommunikationswissenschaftliche (Lesewirkungsforschung) und soziologische (Lesemilieus) Fragestellungen und Interessen (vgl. im Einzelnen die Arbeits-Bibliografie im Anhang). Zugleich gab und gibt es eine breit gefächerte Forschung zum Lesen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, die jedoch überwiegend auf Einzelaspekte, spezifische Epochen-, Gattungs- und Distributionsbereiche ausgerichtet ist und deren Erträge in ihrer systematischen Relevanz bislang nicht an einem zentralen Ort sichtbar wurden. Deshalb lässt sich zusammenfassend feststellen, dass trotz seiner elementaren Bedeutung für die philologische Theorie und Praxis das Lesen aus einer dezidiert literaturwissenschaftlichen und zugleich die Einzelphilologien übergreifenden Perspektive noch nicht in umfassender Form in den Blick genommen worden ist.

Im Zuge des tiefgreifenden Wandels der Medien- und Kommunikationstechnologie (Virtualisierung des Schriftbildes, Digitalisierung der Verarbeitungsprozesse sowie Elektronisierung der materiellen Träger) steht das gesamte Spektrum von Lesetätigkeiten und -kompetenzen vor neuen Herausforderungen informationstechnischer, ästhetischer und medienpädagogischer Art. Kann eine Maschine

lesen? Oder anders gefragt: Können computergesteuerte Rechenoperationen menschliche Leser von computergesteuerten Decodierungsmechanismen unterscheiden? Genau auf diese Distinktion zielen die von Zugangsfiltern generierten ‚schlecht lesbaren‘, weil in *Fuzzy Shapes* gesetzten Testbilder (*Captcha*), die von menschlichen Benutzern mit Sinn für Texturen eingelesen werden müssen.

Was Lesen bedeutet, worin es besteht und worauf es sich richtet, hat aufgehört, selbstverständlich zu sein. Desto mehr gewinnen die Gegenstände, Formen und Dimensionen des Lesens hierbei an analytischer Beobachtbarkeit. Bemerkenswert ist, auch in symptomaler Hinsicht, die emphatische Darstellung von Lesern und Lesevorgängen in erfolgreichen literarischen Werken der jüngeren Zeit: Bernhard Schlinks *Der Vorleser* (1995) und Alan Bennetts *The Uncommon Reader* (*Die souveräne Leserin*, 2008) sind exemplarische Fälle. Zeigen sie das verstärkte Auseinanderdriften einer auf den Residuen der Buchkultur basierenden Bildungselite und der exoterischen Mediennutzung in der Populärkommunikation?

In der aktuellen Übergangsphase kann die (meist mit kulturpessimistischen Einschätzungen einhergehende) Entgegensetzung von traditioneller Lesekultur und ihrer zeitgenössischen Krisenerscheinungen (Stichworte: Schwinden der *Literacy*, Zunahme sekundärer Oralität) durch diachrone Vergleiche mit früheren Medienumbrüchen in ihrer Dramatik relativiert und in ihren kulturellen Mechanismen besser verstanden werden. Deshalb liegt der methodische Hauptakzent des hier vorgelegten Handbuchs darauf, systematische Fragestellungen (nach Akteuren, Medien und Formen des Lesens) mit einer geschichtlichen Tiefenperspektive zu verbinden, die ein historisch-genealogisches Verständnis der jeweiligen Faktoren und ihrer sozialen Bedingtheit befördert.

Zielsetzung

Vor diesem Hintergrund bezieht das vorliegende Handbuch das Lesen konsequent auf Grundfragen und -probleme der Literaturwissenschaft, literaturtheoretische ebenso wie literaturgeschichtliche, literatursoziologische und medienkulturwissenschaftliche. Die Erkenntnisse angrenzender Disziplinen zum Lesen finden dabei Berücksichtigung, allerdings bleibt die literaturwissenschaftliche Perspektive stets leitend.

Über eine bloße Bestandsaufnahme bereits geleisteter Forschung hinaus präsentieren die Beiträge des Handbuchs neuere eigene Forschungen und die Entwicklung von Fragestellungen für zukünftige Forschung. Damit überschreiten die Beiträge das traditionelle Format von aktuelle Forschungsstände aufarbeitenden Handbuchartikeln deutlich.

Durchgängige Leitfragen dieses Handbuchs sind: Welche Auswirkungen haben welche Formen des Lesens auf die Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur? In welchem Verhältnis stehen Lesen und Sinnbildung, Lesen und Verstehen zueinander? Wie sieht dabei der Zusammenhang zwischen Lesen und den verschiedenen Medien der Schriftlichkeit aus? Wie etwa unterscheiden sich das Lesen eines traditionellen belletristischen Buches und das einer Internetseite mit ebenfalls belletristischen Inhalten voneinander? Und wie sieht es mit dem Lesen im übertragenen Sinne aus, etwa dem Lesen von filmischen Texturen oder gar dem Lesen ganzer Kulturen (vgl. Breidbach 2011)? Ist von Lesen hier nur noch in einem metaphorischen Sinne die Rede oder finden ähnliche Techniken und Strategien der Informationsverarbeitung und dann auch Sinnbildung statt?

Alle Artikel perspektivieren ihre je spezifischen Fragen und Gegenstände dabei interphilologisch, d. h. sie übergreifen die europäischen Philologien (auch die ost- und nordeuropäischen), was sich in manchen Artikeln eher bewerkstelligen ließ – und manchmal auch weniger ergiebig oder notwendig war – als bei anderen.

Aufbau

In seiner Zielsetzung und im Aufbau folgt das vorliegende Handbuch den Maximen, wie sie für die Reihe *Grundthemen der Literaturwissenschaft* insgesamt bestimmend sind. Das Handbuch bietet zunächst einen Überblick über Grundlagen und Praxen sowie Phänomene des Lesens selbst in ihrer geschichtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Vielfalt (Jost Schneider); es stellt dann eine Reihe von aktuellen Forschungsbereichen vor, in denen einzelne Aspekte des Lesens aus literatur-, kultur-, medien- und sprachwissenschaftlicher Sicht reflektiert und analysiert werden. Innerhalb der vier großen Abschnitte wie auch der einzelnen Beiträge findet sich die das Handbuch insgesamt kennzeichnende Kombination von diachronem und systematischem Gliederungsprinzip bei einer gleichzeitigen Mischung aus überblicksartigen und exemplarischen Ansätzen wieder. Gleichsam vom ‚Gravitationszentrum‘ der Literaturwissenschaften ausgehend, werden dabei zahlreiche weitere für das Lesen relevante Disziplinen angeschlossen, wie sie der Abschnitt IV mit Beiträgen zu den „Interdisziplinären Implikationen“ des Lesens behandelt.

Der Abschnitt „Grundlagen“ nimmt zunächst einmal die medialen Erscheinungsformen bzw. medialen Parameter des Lesens in den Blick (Harun Maye) und damit einen Aspekt, der u. a. in den frühen Arbeiten des Medienwissenschaftlers Friedrich Kittler (1985; 1986) dadurch neu betont wurde, dass sie die Aufmerksamkeit darauf lenkten, dass der jeweilige medial-materielle Rahmen nicht nur

für das Schreiben von Texten eine relevante Bedingungsgröße ist, sondern auch für den komplexen Prozess des Lesens, einschließlich solcher Hilfsmittel des Lesens, wie sie Buchgestelle für unhandliche Folianten (vgl. Hanebutt-Benz 1985) oder auch ein einfach nur ergonomisch gestaltetes traditionelles Buch (vgl. Reuß 2014) darstellen. Musste Kittler zu Beginn der 1980er Jahre auf dieses ‚mediale Apriori‘ noch explizit aufmerksam machen, so ist die mediale Rahmung auch des Lesens inzwischen allgegenwärtig, nicht zuletzt im Hinblick auf das Zusammenspiel von Schriften und Bildern (vgl. Gross 1994), insbesondere in digitalen Hyper-texten jeglicher Art.

Gleich mehrere Beiträge zu den „Grundlagen“ des Lesens haben aus unterschiedlicher Perspektive und mit jeweils anderem Interesse spezifisch literaturwissenschaftliche Grundfragen bzw. -konstellationen des Lesens zum Gegenstand. Sie fragen nach literaturwissenschaftlichen Theorien des Lesens (Oliver Jahraus), nach dem Prozess der Sinnbildung, also der Relation von Lesen und Verstehen (Iris Bäcker), danach, inwieweit bereits das Lesen schon ein Interpretieren ist (Horst-Jürgen Gerigk), und nach dem Leser als Adressaten literarischer Texte (Dorothee Birke). Dem schließt sich ein zweiter Block von Beiträgen an, die nur teilweise oder auch gar nicht gelingende Formen des Lesens in den Blick nehmen, vom Fehllesen auf Seiten der Leser und der Unlesbarkeit auf Seiten der Texte (Simon Aeberhard) bis hin zur Frage, ob manche aktuellen methodischen Vorgehensweisen der Literaturwissenschaften – wie etwa die computergestützte Auswertung von großen Korpora – nicht eigentlich einer spezifischen Form des Nicht-Lesens das Wort reden (Eike Kronshage).

Das ‚Wie‘ des Lesens zeigt sich – auch hier wieder historisch wie systematisch – in verschiedenen „Praktiken des Lesens“, zu denen so hochgradig emotional aufgeladene Beschreibungen des Lesens wie Leseglück und Leselust (Thomas Anz) ebenso gehören wie die Ausdifferenzierungen in soziale Konstellationen des Lesens (Corinna Schlicht) und – durchaus verschiedene – Formen des individuellen (nicht unbedingt nur ‚stillen‘) Lesens (Matthias Bickenbach), die Re-Lektüre bzw. das Wiederlesen von vor allem literarischen, aber auch religiösen Texten (Alexandra Pontzen) und solche Sonderformen wie die parallele Lektüre mehrerer Texte (Jörg Wesche), das lesende Dechiffrieren geheimer Texturen (Bernhard J. Dotzler) bzw. solcher, die durch die Verwendung von Chiffrierung bzw. von in deren Nähe rückenden Darstellungsverfahren zur ‚Aufdeckung‘ geheimer Botschaften geradezu herausfordern. Man denke nur an die nicht kleine Community der gerade in dieser Hinsicht ‚affizierten‘ Leser der Texte Arno Schmidts. Mit magischen Lektüren (Jürgen Nelles) und dem Lesen von Text/Bild-Korrelaten (Silke Horstkotte) schließt der Abschnitt zu den Lektürepraktiken.

Eine Metaebene dazu nimmt der Abschnitt „(Selbst-)Beobachtungen des Lesens“ ein, der dabei ansetzt, dass Literatur, bildende Kunst, Film und Fernseh-

hen in vielfältiger Form ‚Bilder des Lesens‘ bieten, die es wiederum zu reflektieren gilt. Dies unternehmen Friedhelm Marx für lesende Romanfiguren und Peter Friedrich für Repräsentationen des Lesens in Film, Fernsehen und Literatur.

Abgeschlossen wird der Band mit einem Abschnitt zu den interdisziplinären Implikationen des Lesens. Anders als *Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leserverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur* (1973), das literaturwissenschaftliche Fragen zum Lesen nur untergeordnet behandelt, und ebenfalls anders als *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (2015), das die Bezugsperspektive von Abschnitt zu Abschnitt wechselt, wird das Lesen – auch hier stets ausgehend vom Ort der Literatur- und im Weiteren der Kulturwissenschaften – in der Sicht einer ganzen Reihe von Einzel- und Subdisziplinen gezeigt, und zwar derjenigen der Kognitionswissenschaften (Renate Brosch), der Textlinguistik (Beate Lingnau), der Psychoanalyse (Joachim Pfeiffer), der Digital Humanities (Martin Doll), der Social Reading-Forschung (Thomas Ernst) und der Mehrsprachigkeitsforschung (Till Dembeck). Hinzu kommen die didaktische Leseforschung (Ulrike Preußner), genderspezifische Aspekte des Lesenlernens und Lesens (Andrea Bertsch-Kaufmann und Natalie Plangger), die kulturwissenschaftlichen Formen des Lesens (Städte lesen, Kulturen lesen) jenseits der durch Schrift und Buch tradierten Texturen (Julia Bertschik) und – zugleich als Zusammenfassung wie auch Öffnung – die Aufarbeitung von Metaphern des Lesens, die das Lesen in Analogie zu anderen Lebens- und Praxisbereichen stellen (Monika Schmitz-Emans).

Literatur

- Bachleitner, Norbert (2010). „Das Lesen digitaler Literatur: Revision einer Kulturtechnik“. *lesen. heute. perspektiven*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Innsbruck, Wien und Bozen: 185–201.
- Benjamin, Walter (1991 [1974]). „Das dialektische Bild“. *Gesammelte Schriften*. 7 Bde. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 1.3. Frankfurt/M.: 1238.
- Bennett, Alan (2008). *The Uncommon Reader*. London (dt.: ders. [2008]. *Die souveräne Leserin*. Deutsche Übersetzung von Ingo Herzke. Berlin).
- Bloom, Harold (1997 [1975]). *Eine Topographie des Fehllesens*. Frankfurt/M.
- Breibach, Olaf (?2011). „Lesen“. *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*. Hrsg. von Ralf Konersmann. Darmstadt: 199–211.
- Buffon, Georges-Louis Leclerc de (1872). *Discours sur le style, prononcé à l'Académie française par M. de Buffon le jour de sa réception (25 août 1753), avec une notice biographique, un examen critique et des notes explicatives, par Ad. Hatzfeld*. Paris.
- de Man, Paul (1979). *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. New Haven und London.
- de Man, Paul (?1983 [1971]). *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*. London.

- de Man, Paul (1984). *The Rhetoric of Romanticism*. New York.
- de Man, Paul (1986). *The Resistance to Theory*. Minneapolis.
- de Man, Paul (1988). *Allegorien des Lesens*. Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. Mit einer Einleitung von Werner Hamacher. Frankfurt/M.
- de Man, Paul (1999 [1979]). „Shelley Disfigured“. *Deconstruction and Criticism*. Hrsg. von Harold Bloom, Paul de Man, Jacques Derrida, Geoffrey Hartmann und J. Hillis Miller. London und New York: 32–61.
- de Man, Paul (2012). *Allegorien des Lesens II. Die Rousseau-Aufsätze*. Hrsg. von Gerhard Poppenberg. Aus dem Amerikanischen von Sylvia Rexing-Lieberwirth. Berlin.
- Dichtung für die Ohren. Zur Poetik und Ästhetik des Tonalen* (2015). Hrsg. von Britta Herrmann. Berlin.
- From Eye to Mind* (1990). Hrsg. von Rudolf Groner, Géry d'Ydewalle und Ruth Parham. Amsterdam, New York, Oxford und Tokyo.
- Gadamer, Hans-Georg (*1975). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen.
- Griep, Hans-Joachim (2005). *Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg*. Darmstadt.
- Gross, Sabine (1994). *Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozess*. Darmstadt.
- Haarmann, Harald (*1991). *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt/M. und New York.
- Handbook of Reading Research* (2002). Hrsg. von P. David Pearson. Maywah/NJ und London.
- Handbuch Lesen* (*2006). Hrsg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön unter Mitarb. von Georg Jäger, Wolfgang R. Langenbucher und Ferdinand Melichar. Baltmannsweiler.
- Hanebutt-Benz, Eva-Maria (1985). *Die Kunst des Lesens. Lesemöbel und Leseverhalten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt/M.
- Hofmannsthal, Hugo von (1900). *Der Thor und der Tod*. Leipzig.
- Illich, Ivan (1991). *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos „Didascalicon“*. Aus dem Englischen übersetzt von Ylva Eriksson-Kuchenbuch. Frankfurt/M.
- Iser, Wolfgang (*1986 [1976]). *Der Akt des Lesens*. München.
- Kittler, Friedrich A. (1985). *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München.
- Kittler, Friedrich A. (1986). *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin.
- Kremer, Detlef und Andreas B. Kilcher (*2015). *Romantik. Lehrbuch Germanistik*. Stuttgart.
- Lesen. Ein Handapparat* (2015). Hrsg. von Hans-Christian von Hermann und Jeannie Moser. Frankfurt/M.
- Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leserverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur* (1973). Hrsg. von Alfred Clemens Baumgärtner. Hamburg.
- Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (2015). Hrsg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider. Berlin und Boston.
- Lesen X.0. Rezeptionsprozesse in der digitalen Gegenwart* (2017). Hrsg. von Sebastian Böck, Julian Ingelmann, Kai Matuszkiewicz und Friederike Schruhl. Göttingen.
- Manguel, Alberto (2012 [1996]). *Eine Geschichte des Lesens*. Berlin.
- McCurry, Steve (2016). *LESEN. Eine Leidenschaft ohne Grenzen. Mit einem Vorwort von Paul Theroux*. München, London und New York.
- Moretti, Franco (2016). *Distant Reading*. Aus dem Englischen übersetzt von Christine Pries. Konstanz.

- Nietzsche, Friedrich (1980 [1886]). „Fröhliche Wissenschaft“. *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 3. München und Wien: 7–274.
- Reuß, Roland (2014). „Die perfekte Lesemaschine“. *Zur Ergonomie des Buches*. Göttingen.
- Said, Edward W. (1994 [1993]). *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Übers. von Hans-Horst Henschen. Frankfurt/M.
- Schlink, Bernhard (1995). *Der Vorleser*. Zürich.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983). *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Hamburg.
- Schneider, Jost (2004). *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin und New York.
- Schulz, Christoph Benjamin (2015). *Poetiken des Blätterns*. Hildesheim.
- Stein, Peter (2006). *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt.
- Weimar, Klaus (1999). „Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen“. *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*. Hrsg. von Heinrich Bosse und Ursula Renner-Henke. Freiburg/Br.: 49–62.
- Willand, Marcus (2014). *Lesermodelle und Lesertheorien. Historische und systematische Perspektiven*. Berlin und Boston.

Jost Schneider

Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen

1 Problem-/Gegenstandsaufriß

In unserer heutigen Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft gehört das Lesen zu jenen grundlegenden Kulturtechniken, deren sichere Beherrschung von jedermann erwartet und ganz allgemein für eine Selbstverständlichkeit gehalten wird. Kaum lässt sich noch nachvollziehen, dass eine solch wichtige Schlüsselqualifikation über Jahrhunderte hinweg das Privileg einer winzigen Bildungselite gewesen sein soll. Und nicht minder erstaunlich klingt es, dass nicht nur die bildungsfernen Massen, sondern auch die Angehörigen der Machteliten lange Zeit ganz problemlos auf das Erlernen dieser Kulturtechnik verzichten konnten und die Lesefähigkeit als Spezialkompetenz einer kleinen Gruppe von Gelehrten galt. Doch die Geschichte des Lesens lehrt, dass dies in der Tat der Fall war.

Mündliche und schriftliche Kommunikation

Das Schreiben und das Lesen gehören zu jenen menschlichen Erfindungen, deren allgemeiner Nutzen erst spät erkannt wurde und die sich nur langsam gegen vielfältige Widerstände ausbreiten konnten. Obwohl die Schrift und damit auch das Lesen bereits vor über 5000 Jahren erfunden wurden, konnte selbst in den am höchsten entwickelten Gesellschaften erst vor kaum mehr als 100 Jahren eine Vollalphabetisierung erreicht werden. Wie konnte es zu dieser erstaunlichen Verzögerung kommen? Weshalb wurde mehrere Jahrtausende lang von den heute offensichtlich erscheinenden Vorzügen der Schrift- und Lesekultur nur in geringstem Umfang Gebrauch gemacht?

Wirtschafts-, gesellschafts-, bildungs-, technik- und mediengeschichtliche Entwicklungsprozesse, von denen im Folgenden ausführlicher die Rede sein soll, können diese Verzögerung zu weiten Teilen erklären. Doch darüber hinaus und sogar in erster Linie ist es die Natur der menschlichen Sprache selbst, die als Ursache hierfür anzusehen ist. Denn eine sprachliche Äußerung kann immer in zwei verschiedenen, in mancherlei Hinsicht gleichrangigen Erscheinungsformen auftreten: als mündliche Äußerung (Sequenz von Phonemen) oder als schriftliche Äußerung (Sequenz von Graphemen). Was man sagt, kann man aufschreiben; und was man geschrieben hat, kann man vorlesen. Auch wenn geschriebene und

gesprochene Sprache nicht verlustfrei ineinander übersetzt werden können (vgl. Dürscheid ⁴2012), erfüllen die beiden Erscheinungsformen der Sprache doch weitgehend gleichartige Funktionen.

In einfachen Gesellschaften steht der Zusatznutzen der Schrift jedenfalls in keinem vernünftigen Verhältnis zu den Kosten und Mühen, die das Erlernen des Schreibens und Lesens verursacht (vgl. Stein 2006, 9–54). Denn worin bestünde dieser Nutzen? Eine dauerhafte Speicherung sprachlicher Informationen für die Mit- oder Nachwelt ließ sich nicht erst durch Verschriftlichung, sondern auch schon durch zuverlässige Memorierung und mündliche Tradierung erreichen (vgl. Mertens ²1997, 12–13). Eine Weitergabe sprachlicher Äußerungen an weit entfernte Rezipienten konnte durch reitende Boten besorgt werden, die aus dem Gedächtnis wiedergaben, was der Absender ihnen vorgesagt und zu übermitteln aufgetragen hatte. Und in der alltäglichen *Face-to-face*-Kommunikation bestand erst recht kaum ein Bedarf an der Verschriftlichung sprachlicher Äußerungen.

Erst in komplexeren Gesellschaften entsteht das Bedürfnis, besonders lange, wichtige, an unbestimmte Adressaten gerichtete oder jede menschliche Gedächtnisleistung sprengende Sprachäußerungen auch in schriftlicher Form zu fixieren, zu speichern und zeitlich (Nachwelt) oder räumlich (z. B. Fernhandel) weit entfernten Rezipienten zur Verfügung zu stellen. In Betracht kommen dafür zunächst ökonomische, politisch-diplomatische, juristische, religiöse und gelegentlich auch künstlerische Texte und Dokumente, die man aufgrund ihrer besonderen Wichtigkeit dauerhaft in ihrem exakten Wortlaut erhalten und überliefern will. Hierbei genügt es anfangs vollauf, wenn diese schriftliche Fixierung und Überlieferung an eine Expertengruppe von Schreibern, Priestern oder Gelehrten delegiert wird, die das Schreiben und Lesen berufsmäßig betreiben und deren Amt sie zu besonderer Sorgfalt und Korrektheit verpflichtet. Für die breite Bevölkerungsmasse und auch für die eigentlichen Machteliten (Herrscher und Krieger, später Fürsten und Aristokraten) besteht hingegen über Jahrtausende hinweg kaum eine Veranlassung, sich auch persönlich für diese Kulturtechniken zu interessieren oder gar selbst Griffel und Federkiel bzw. Schriftrulle und Kodex in die Hand zu nehmen.

Dass die geschriebene und die gesprochene Sprache trotz aller unbestreitbaren Unterschiede weitgehend gleichartige Funktionen erfüllen, ist noch aus einem anderen Grund für die Geschichte des Lesens von Bedeutung. Gemeint ist der Umstand, dass aktuelle Modellierungen des Lesebegriffes bemüht sind, eine möglichst umfassende und differenzierte Beschreibung des Leseprozesses zu liefern. Hierbei wird typischerweise zwischen hierarchieniedrigen und hierarchiehohe Teilprozessen unterschieden, die beim Ausführen eines Leseaktes zu durchlaufen sind (vgl. Christmann und Richter 2002, 28–34). Zu den *hierarchieniedrigen* Prozessen zählt beispielsweise das Erkennen von Schriftzeichen als solchen, die Identifikation von Wörtern (Wortbildern), das Aktualisieren passen-

der Wortbedeutungen und das grammatikalisch korrekte Interpretieren von Wortfolgen, also das Nachvollziehen syntaktischer Strukturen. Zu den *hierarchie*hohen Prozessen rechnet man demgegenüber die gedankliche Verknüpfung von Sätzen zu Textabschnitten, das Verstehen von längeren Gesamttextrn, die Erkennung von Persuasions- oder Ironisierungsstrategien, die Identifikation von Anspielungen auf andere Texte, die historische Kontextualisierung von Texten und vieles mehr, das eine höhere Abstraktionsleistung, eine elaboriertere Sprachbeherrschung und eine umfassendere Allgemeinbildung erfordert.

Obwohl diese Ausdifferenzierung und Erweiterung des Lesebegriffes einen unbestreitbaren fachgeschichtlichen Fortschritt darstellt, bringt sie doch für die Geschichte des Lesens die Schwierigkeit mit sich, dass selbige immer stärker mit der allgemeinen Sprach- und Bildungsgeschichte verwächst. Denn viele der hierarchiehohen und sogar einige der hierarchieniedrigen Teilprozesse, die heute mit Recht als Bestandteile des Leseprozesses aufgefasst werden, sind – wenn auch nicht in ganz identischer Form – bei der Rezeption von sowohl schriftlichen als auch mündlichen sprachlichen Äußerungen zu realisieren. Auch ein vollständiger Analphabet muss beispielsweise Sätze zu Sinnabschnitten und diese zu einer Textgesamtaussage zusammenfügen, wenn man ihm eine Sage oder einen Zeitungsartikel vorliest und er den Handlungsverlauf nachvollziehen bzw. die Information verstehen will. Das hat zur Folge, dass eine moderne Lesegeschichte nicht erst dort einsetzen kann, wo bereits eine Alphabetisierung weiter Bevölkerungskreise erreicht ist, wo ein ausgedehnter Buchhandel existiert oder wo sogar ein ausdifferenziertes literarisches Leben mit Berufsschriftstellern, Feuilletonredaktionen, Buchmessen, Literaturpreisen und dergleichen anzutreffen ist. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Geschichte des Lesens eine ausgedehnte Vorgeschichte hat, zu der auch die Entwicklung jener allgemeinen Sprachkompetenzen und jener mündlichen literarischen Kultur (*oral poetry*) gehört, die als unentbehrliche wichtige Vorstufen auf dem langen Weg zu einer allgemeinen, fast die gesamte Bevölkerung durchdringenden Schriftkultur gelten müssen.

Lesebegriff und Lesegeschichtsschreibung

Der folgende Überblick über die Geschichte des Lesens trägt der modernen Erweiterung des Lesebegriffes zwar Rechnung, legt das Schwergewicht aber dennoch auf die Entwicklung der Schriftkultur im engeren Sinne. Die wesentliche Ursache hierfür ist die Quellenproblematik, denn die oben angesprochene Vorgeschichte des Lesens ist nach wie vor nur in Teilen wissenschaftlich rekonstruierbar. Auch wenn man berücksichtigt, dass nicht nur schriftliche Dokumente, sondern auch bildliche Darstellungen und mündliche Überlieferungen als relevante Quellen

anzusehen sind (vgl. Assel und Jäger 1999; Schenda 1993, 12–16), bleibt doch bisher ein beträchtlicher Teil der Geschichte und erst recht der Vorgeschichte des Lesens verborgen. Es ist beim augenblicklichen Stand der Forschung (Übersicht bei Bonfadelli 1999, 87–97, und Boelmann 2009, 309–318) nicht abzusehen, ob jemals eine vollgültige, alle Epochen mit gleicher Detailliertheit abbildende Lese-geschichte geschrieben werden kann.

Nachfolgend soll aber immer sowohl das Aktivlesen (Selbstlesen) als auch das Passivlesen (Zuhören/Vorlesenlassen) im Blick behalten werden. Denn bis in das 18. Jahrhundert hinein war das laute Lesen (Vorlesen) eine weit verbreitete, alltägliche Praxis; erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde das stille einsame Lesen zum allgemein üblichen Normalfall der Buchlektüre und der Schriftrezeption (vgl. Schön 1987). Für die unmittelbare Gegenwart kann konstatiert werden, dass die technischen Fortschritte bei der Fixierung und Translozierung von Phonemsequenzen (Mobiltelefon, Mailbox, Audiobook, Radiopodcast usw.) in manchen Bereichen der Kommunikation den Schriftgebrauch tendenziell wieder verzichtbar erscheinen lassen.

Geschichte der Alphabetisierung

Es gibt verschiedene Grade der aktiven oder passiven Teilhabe an schriftlicher Kommunikation. Und dazu kommt noch, dass auch innerhalb des Aktivlesens (Selbstlesens) im historischen Längsschnitt zwischen mindestens vier verschiedenen Kompetenzniveaus unterschieden werden kann und muss (vgl. Schneider 2007, 9–11).

- Kompetenzniveau 1: rudimentäre Alphabetisierung.
Erkennen einzelner Buchstaben und Wörter; keine schulische bzw. systematische Unterweisung im Schreiben und Lesen.
- Kompetenzniveau 2: funktionaler Analphabetismus.
Stockendes Entziffern einfacher Texte; u. U. Verlernen der autodidaktisch oder in der Elementarschule erworbenen Schreib-/Lesekompetenzen durch mangelnde Übung.
- Kompetenzniveau 3: reguläre Alphabetisierung.
Flüssiges Lesen von Geschäftskorrespondenz, Zeitungsartikeln, Bestseller-Literatur und dergleichen; mittlere schulische Bildung.
- Kompetenzniveau 4: superiore Alphabetisierung.
Regelmäßige freiwillige Teilhabe an gehobener/kanonisierter Schriftkommunikation; hohe und höchste Schul- und Hochschulabschlüsse.

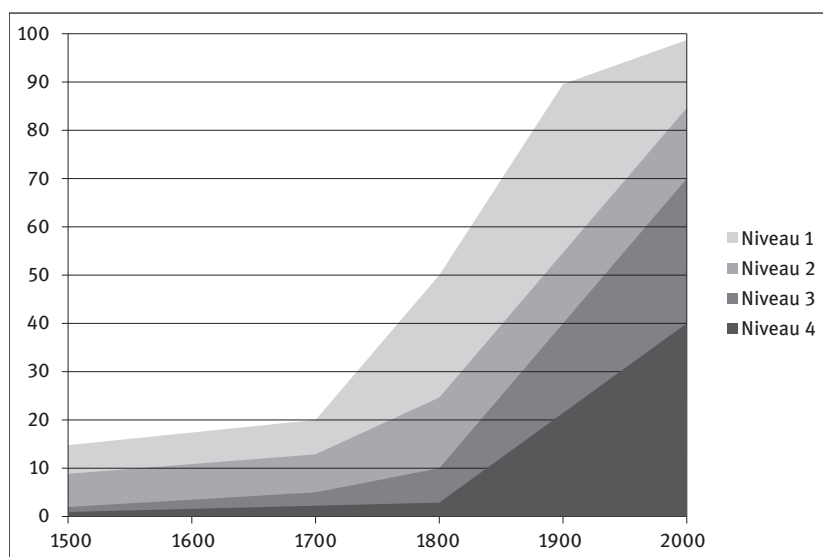
Es ist schwierig, ganz exakt und differenziert zu beziffern, wie sich die Alphabetisierung in Deutschland über die Jahrhunderte hinweg in allen vier Kompe-

tenzstufen entwickelt hat. Denn in Residenz-, Universitäts- oder Handelsstädten gab es beispielsweise höhere Alphabetisierungsquoten als in kleinen ländlichen Gemeinden. Gleichwohl ist es möglich, Durchschnittswerte anzugeben, die eine Vorstellung von der Gesamtentwicklung vermitteln:

Alphabetisierung in Deutschland auf den vier Kompetenzniveaus (in Prozent der erwachsenen Bevölkerung) (Prozentangaben nach Schön 1999 und Wittmann ³2011)

	1500	1600	1700	1800	1900	2000
Niveau 1	15	18	20	50	90	99
Niveau 2	9	11	13	25	55	85
Niveau 3	2	4	5	10	40	70
Niveau 4	1	1,5	2	3	22	40

In der graphischen Darstellung tritt noch deutlicher als in der tabellarischen Übersicht hervor, dass erst im 18. Jahrhundert eine allmähliche Steigerung der Alphabetisierungsquote und erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein rasanter Anstieg im Bereich der für das Aktivlesen (Selbstlesen) relevanten Kompetenzniveaus 3 und 4 erreicht wird:



Alphabetisierung in Deutschland auf den vier Kompetenzniveaus (in Prozent der erwachsenen Bevölkerung)

Für die ganze lange Zeitspanne bis zum 18./19. Jahrhundert lässt sich demnach konstatieren, dass die regelmäßige Teilhabe an schriftlicher Kommunikation (Niveaustufen 3 und 4) das Privileg einer kleinen Bildungselite war, die kaum ein Zwanzigstel der erwachsenen Bevölkerung ausmachte. Daneben gab es eine – ebenfalls recht kleine – Gruppe von Teilalphabetisierten, die zur Not, mit dem Finger über die Zeile fahrend, kürzere einfache Schriftstücke stockend entziffern konnten, die jedoch als Aktivleser längerer Texte schon wegen mangelnder Lesekompetenzen nicht in Betracht kamen und die deshalb, wie auch die große Bevölkerungsmehrheit der vollständigen Analphabeten, zeitlebens darauf angewiesen waren, von Lesekundigen hier und da etwas vorgelesen zu bekommen.

Dabei ist im Auge zu behalten, dass zur großen Gruppe der vollständigen Analphabeten bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht nur die Masse der Besitzlosen und Bildungsfernen, sondern auch ein guter Teil der Machteliten gehörte. Für einen germanischen Stammesfürsten mit seinem kriegesischen Gefolge und auch noch für einen Gutteil der Fürsten des (frühen und mittleren) Feudalzeitalters mit ihren höfischen Adelsgenossen war das flüssige Lesen und Schreiben keineswegs eine relevante Qualifikation, sondern eine nachrangige, nicht standesgemäße Tätigkeit, die man ganz überwiegend an untergeordnete Spezialisten delegierte. Machtausübung und Repräsentation beruhten nicht auf dem Versand eigenhändig verfasster Briefe oder Urkunden, sondern auf dem persönlichen Auftreten im Rahmen ritualisierter Machtinszenierungen (Audienzen, höfische Feste, Turniere usw.). Wer, auf dem allein für ihn reservierten Ehrensitz thronend, die Insignien seiner Macht (Kette, Orden, Schwert, Krone, Szepter o. Ä.) auf dem Haupt bzw. in der Hand, vor seinem versammelten Gefolge oder Hofstaat mündlich eine Erklärung abgab, schuf damit Fakten und bedurfte keiner eigenhändigen schriftlichen Besiegelung des in solch offizieller Form rechtswirksam Verkündeten (vgl. Althoff 2004). Noch im 18. Jahrhundert gab es deshalb in den Machteliten eine bis in die innenarchitektonische Ausgestaltung von Adelsresidenzen hinein nachvollziehbare Trennung zwischen den eigentlichen Akten der Machtausübung (Audienzsaal) und den nachrangigen, an schriftkundige Hofbeamte delegierten Verwaltungsvorgängen (Kanzlei, Schreibstube). Wie diese Beispiele illustrieren, steht das Schreiben und Lesen immer in einem – wie Hugo Kuhn es nannte – konkreten Gebrauchszusammenhang (vgl. Schulze 1997), der in einer Geschichte des Lesens berücksichtigt werden muss und der uns erst verstehen lässt, weshalb und in welchen sozialen und historischen Kontexten das Lesen größere oder geringere Verbreitung und Bedeutung hatte.

Geschichte der Leseforschung

Die Geschichte der Leseforschung zeigt, dass das wissenschaftliche Interesse an der Rekonstruktion derartiger Kontexte aus ganz verschiedenartigen Quellen gespeist werden kann (Details bei Schneider 2004, 18–22). Als erster Pionier einer solchen umfassenden Rekonstruktion gilt der Schriftsteller und Literaturhistoriker Robert Prutz, der 1859 im zweiten Band seiner Studie über *Die deutsche Literatur der Gegenwart* erstmals das Projekt einer Lesegeschichte konzipierte: „Es wäre ein interessantes Unternehmen, würde aber freilich eine größere Kenntniß des Publicums und mehr Berührung mit den verschiedenartigsten Klassen desselben erfordern, als unsern Schriftstellern, geschweige denn unsern Gelehrten gemeinlich zu Gebote steht, statt der herkömmlichen gelehrten oder ästhetischen Literaturgeschichte einmal eine Historie der Literatur zu schreiben vom bloßen Standpunkt des Lesers aus: das heißt also eine Literaturgeschichte, wo nach gut oder schlecht, gelungen oder misslungen, gar keine Frage wäre, sondern wo es sich allein darum handelte, welche Schriftsteller, in welchen Kreisen, welcher Ausdehnung und mit welchem Beifall sie gelesen werden“ (Prutz 1859, 73). Bei Prutz ergibt sich diese Forderung aus einer politischen, liberal-oppositionellen Haltung. Er konnte selbst aber nur punktuell Beiträge zur Realisierung eines solchen Projektes liefern. Literatursoziologisch-wissenschaftlich ist hingegen die 1923 publizierte *Soziologie der Literarischen Geschmacksbildung* des Anglisten Levin Ludwig Schücking fundiert, die aber nach anfänglichen Erfolgen für lange Zeit in Vergessenheit geriet. Harald Weinrichs Plädoyer *Für eine Literaturgeschichte des Lesers* (1967) und Gunter E. Grimms Standardwerk *Rezeptionsgeschichte. Grundlegung einer Theorie* (1977) entwickelten dann das Konzept einer empirischen Rezeptionsgeschichtsschreibung, die zunächst jedoch nur einen vereinzelten Kontrapunkt zur dominierenden theoretischen, nicht-empirischen Rezeptionsforschung der Konstanzer Schule (Jauß, Iser) bildete. Der Ethnologe Rudolf Schenda legte allerdings mit seiner 1970 publizierten Habilitationsschrift *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910* in dieser Zeit eine wichtige, viel diskutierte Studie zur bis dahin in der Leseforschung weitgehend ignorierten literarischen Populärkultur vor. Die in den letzten Jahrzehnten erschienenen Sozialgeschichten der deutschen Literatur (Hansers Sozialgeschichte [1980–2004]; Deutsche Literatur [1980–1997]) basieren nur zu geringen Teilen auf einer eigenständigen historisch-empirischen Leseforschung, bleiben auf die Zuarbeit der historischen Soziologie, der Kulturhistoriographie und der Lebensstilforschung angewiesen und konzentrieren sich im Wesentlichen doch auf den hergebrachten Werkkanon.

Peter Uwe Hohendahls Studie *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870* (1985) kann als weiterer Meilenstein in der Entwicklung einer

breiter fundierten Leseforschung gelten. In der Auseinandersetzung mit Walter Benjamin und Peter Bürger konzipiert Hohendahl Literaturgeschichte als Institutionsgeschichte, wobei er allerdings von einer Differenzierung nach Gesellschaftsschichten Abstand nimmt. Peter Nussers Studie *Deutsche Literatur im Mittelalter* (1992) unterscheidet dagegen zwischen Geistlichen, Adeligen und Bürgern, denen jeweils eine spezifische Lebensform und eine dieser Lebensform entsprechende Praxis der literarischen Kommunikation zugeordnet wird. Trotz seiner methodologisch obsoleten Orientierung am Lebensform-Konzept Wilhelm Flitners gelangt Nusser zu einer empirisch gut fundierten Rekonstruktion der schichtenspezifischen Rezeptionspraktiken des Mittelalters, wobei allerdings die größte Gesellschaftsgruppe, die der analphabetischen Landarbeiter, mitsamt ihrer reichen oralen literarischen Kultur weitgehend ausgeklammert bleibt. Wichtige Impulse lieferten in den frühen 1990er Jahren die sich mehr und mehr an den Hochschulen etablierenden Buch-, Bibliotheks- und Medienwissenschaften, als deren für die Lesegeschichte wichtigste Produkte hier Alberto Martinos Studie *Die deutsche Leihbibliothek* (1990) und Reinhard Wittmanns *Geschichte des deutschen Buchhandels* (2011) genannt seien. Die umfassendsten Gesamtdarstellungen der Geschichte des Lesens liefern *Der Bürger als Leser* (1974) von Rolf Engelsing, *Die Welt des Lesens* (1999), herausgegeben von Roger Chartier und Guglielmo Cavallo, *Sozialgeschichte des Lesens* (2004) von Jost Schneider, *Geschichte des Lesens* (2005) von Hans-Joachim Griep, *Schriftkultur* (2006) von Peter Stein sowie das vierbändige, eine globale Übersicht über den Forschungsstand vermittelnde *Handbook of Reading Research* (1991/2000/2002/2011), herausgegeben von Rebecca Barr et al.

Quellenproblematik

Dass es nach dem Impuls von Robert Prutz mehr als 100 Jahre dauerte, bis erste Überblicksdarstellungen zur Lesegeschichte entstanden, hängt nicht zuletzt – wie oben bereits angedeutet – mit der schwierigen Quellensituation zusammen. Dabei sind zwei Faktoren von zentraler Bedeutung, ein quantitativer und ein qualitativer.

Erstens gibt es nur recht wenige historische Dokumente, die eine zuverlässige Aussage über die Verbreitung von Lese- und Schreibkompetenzen zu formulieren erlauben. Eine wesentliche Ursache hierfür ist darin zu erblicken, dass aus der Perspektive des einzelnen Individuums mindestens zwei Dutzend gute Gründe dafür existieren, keine Auskunft über sein tatsächliches Leseverhalten zu geben (vgl. Schneider 2014). Dazu zählen nicht nur so offenkundige Motive wie z. B. die Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen bei pornographischer Lektüre oder

die Angst vor der Zensurbehörde bei privatem Studium politisch missliebiger Autoren, sondern auch Faktoren wie die Privatheit oder die Belanglosigkeit der Lektüre, ganz zu schweigen von den vielen Fällen, in denen die Lektüre nicht freiwillig erfolgt (Geschäftskorrespondenz, Schullektüre) und deshalb keiner expliziten Kommentierung gewürdigt oder sogar verdrängt wird. Alle Briefe, Tagebücher und sonstigen autobiographischen Quellen, deren Verfasser sich über ihre – angeblichen oder tatsächlichen – Mediennutzungserfahrungen und -gewohnheiten äußern, sind deshalb mit großer Vorsicht zu behandeln.

Zweitens ist darüber hinaus selbst in jenen Fällen ein Quellenproblem zu konstatieren, in denen ganz direkte Lektürespuren analysiert werden können. Denn sogar Unterstreichungen oder Randkommentare in Büchern, die aus historischen Privatbibliotheken stammen, können häufig nicht zuverlässig datiert und auf konkrete Buchbesitzer und -benutzer zurückgeführt werden. Schon 1955 konstatierte Hildegard Neumann in ihrer Tübinger Dissertation zum *Buchbesitz der Tübinger Bürger von 1750–1850*, es existiere „keine wissenschaftliche Methode, um festzustellen, welche Bücher gelesen wurden“ (Neumann 1955, 88). Und Iris Bunte gelangt am Ende ihrer 2013 publizierten, äußerst akkurat gearbeiteten Dissertation über den Buchbesitz der Werler Erbsälzer zu einer ebenfalls sehr verhaltenen Einschätzung hinsichtlich des Wertes selbst umfänglichster bibliotheksgeschichtlicher Studien für die Rekonstruktion konkreter Leserprofile und Mediennutzungsgewohnheiten (Bunte 2013, 321–322); sogar dann, wenn der private Buchbestand einer Familie über Jahrhunderte hinweg vollständig erhalten geblieben ist, was selten genug vorkommt, lassen sich aus einer noch so präzisen Untersuchung der Benutzungsspuren kaum Aussagen darüber ableiten, welche konkrete historische Einzelperson welche Bücher zu welchen Zwecken und auf welche Weise genutzt hat.

Aus dieser zugespitzten Quellenproblematik darf allerdings nicht gefolgert werden, eine Geschichte des Lesens könne nicht über das Stadium der unwissenschaftlichen Spekulation hinausgelangen. In den historischen Wissenschaften gibt es zahlreiche vergleichbare Fälle, in denen zwar die konkrete einzelne Handlung oder Äußerung eines Individuums nicht zweifelsfrei rekonstruierbar ist, in denen jedoch das Handlungsmuster oder der Denk- und Äußerungsstil der Angehörigen einer bestimmten Bildungs- und Gesellschaftsschicht sehr wohl zuverlässig rekonstruiert werden kann. Jede Einzeläußerung steht in einem historischen Gebrauchszusammenhang, dessen Umrisse aus einer Zusammenschau der historischen Fakten ersichtlich werden. Ob der konkrete einzelne Bäckergeselle X in der Kleinstadt Y zum Zeitpunkt Z das Lesekompetenzniveau 1 oder 2 erreichte, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Aber welche durchschnittliche Lesekompetenz ein typischer Bäckergeselle zu dieser Zeit und an diesem Ort höchstwahrscheinlich erreichte, kann sehr wohl rekonstruiert werden. Zu diesem Zweck

müssen Daten und Fakten über die Alphabetisierungsquote und über den Entwicklungsstand des Schulsystems, über die Angebote der örtlichen Buchhandlungen und Büchereien, über den durchschnittlichen Anteil des Kulturbudgets am Haushaltseinkommen, über den Entwicklungsstand der Drucktechnik, über die Angebote der Buchverlage usw. gesammelt werden. Die historische Forschung hat inzwischen einen Differenzierungsgrad erreicht, der es uns erlaubt, im historischen Längsschnitt zu jeder Epoche und Gesellschaftsschicht eine Aussage hinsichtlich des typischen Mediennutzungsverhaltens zu treffen, die weit über die bloße Spekulation hinausgeht und den Rang einer empirisch abgesicherten wissenschaftlichen Hypothese für sich beanspruchen darf. Jede derartige Hypothese ist und bleibt eine Konstruktion, jedoch unter solchen Voraussetzungen keine wackelige, sondern eine recht stabile.

Literaturbegriff

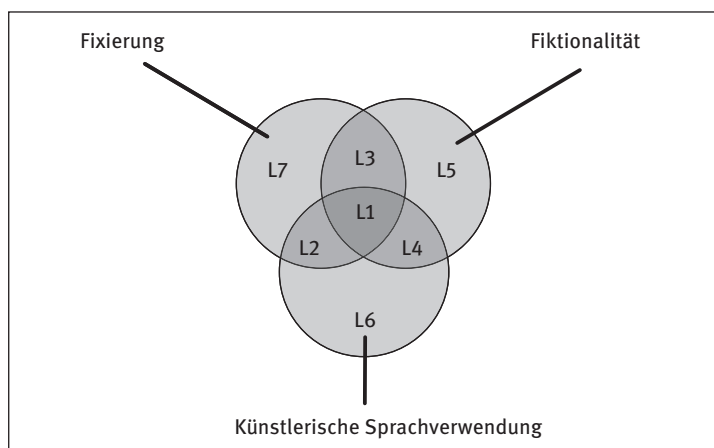
Das vorliegende Handbuch beschäftigt sich mit der Geschichte und Theorie des Lesens im Allgemeinen, legt aber besonderen Wert auf die Rekonstruktion der literarischen Kommunikation von den Anfängen bis zur Gegenwart und auf die Rekonstruktion der epochen- und schichtenspezifischen Formen und Funktionen der Teilhabe an schriftlicher literarischer Kommunikation. Es soll daher kurz der im Folgenden verwendete Literaturbegriff erläutert werden.

In Anlehnung an das zuerst 2000 in meiner *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft* vorgestellte Dreikreisschema definiere ich als literarischen Text „eine Sequenz von Laut- oder Schriftzeichen, die fixiert und/oder sprachkünstlerisch gestaltet und/oder ihrem Inhalt nach fiktional ist“ (Schneider ⁵2008 [2000], 9; weitere Details bei Schneider 2009). Die einzelnen Bestandteile dieser Definition seien hier kurz erläutert:

- *Laut- oder Schriftzeichen*: Der hier verwendete Literaturbegriff beinhaltet auch die mündlich tradierte Literatur (*oral poetry*).
- *fixiert*: gespeichert; als Speichermedium wird dabei neben Pergamentrolle, Buch, CD, Festplatte usw. auch das menschliche Gehirn aufgefasst, d. h. auch das zuverlässige Auswendiglernen einer Sequenz von Phonemen und/oder Graphemen gilt als Fixierung.
- *sprachkünstlerisch gestaltet*: besonders komplexe oder individuelle Diktion (Häufung rhetorischer Figuren, komplizierte Syntax, außeralltägliches Vokabular, Reime, Verse; Neologismen, bewusste Verstöße gegen Rechtschreib-, Interpunktions-, Satzgliedstellungs- oder Wortbildungsregeln, Kohärenzstörungen o. Ä.).

- *fiktional*: erfunden, erdichtet; bis zu einem gewissen Grad beinhaltet nach heutigem Verständnis jede Weltwahrnehmung eine aktive Konstruktionsleistung des erkennenden Subjektes. Als Erfindung gilt vor diesem Hintergrund eine quantitative Steigerung und/oder qualitative Modifikation dieser Konstruktionstätigkeit.

Kombiniert man die drei Definitionsmerkmale der Fixierung, der sprachkünstlerischen Gestaltung und der Fiktionalität, so gelangt man zu einem sieben Teil-mengen umfassenden Literaturbegriff:



L1 Fixierung und künstlerische Sprachverwendung und Fiktionalität
(z. B. Goethes *Faust*, Fontanes *Brücke am Tay*, Bölls *Ansichten eines Clowns*).

L2 Fixierung und künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fiktionalität
(z. B. Lichtenbergs *Briefwechsel*, Forsters *Reise um die Welt*, Hebbels *Tagebücher*).

L3 Fixierung und Fiktionalität, aber keine künstlerische Sprachverwendung
(z. B. Groschenromane, Schlagertexte, volkstümliche Schwänke).

L4 Fiktionalität und künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fixierung
(z. B. anekdotisch ausgeschmückte ‚Alltagserzählungen‘ am Kaffeetisch, improvisierte Gute-Nacht-Geschichten).

L5 Fiktionalität, aber keine künstlerische Sprachverwendung und keine Fixierung
(z. B. prahlerische Phantasiegeschichten von Jugendlichen, selbstgesprächartige Rachephantasien).

L6 Künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fiktionalität und keine Fixierung (z. B. manche Festansprachen, Werbetexte oder Wortspiele.

L7 Fixierung, aber keine Fiktionalität und keine künstlerische Sprachverwendung (z. B. Telefonbücher, Gebrauchsanweisungen, Teile der experimentell-aleatorischen Literatur.

Texte der Kategorie L1 sind nicht *an sich* literarischer als solche der Kategorie L7. Sie werden jedoch von mehr Rezipienten und in mehr alltäglichen Gebrauchszusammenhängen für literarisch gehalten und als literarisch bezeichnet. Eine von den Anfängen der Schriftkultur bis zum Literatursystem der Gegenwart reichende Lesegeschichte sollte einen weit gefassten Literaturbegriff nutzen, der keine der sieben aufgelisteten Teilmengen per se ausschließt.

Diesem flexiblen deskriptiven Literaturbegriff standen und stehen zahlreiche normative Literaturdefinitionen gegenüber, die zu bestimmten Zeiten in bestimmten Bildungsschichten verbreitet waren und die der ‚eentlichen‘, ‚wahren‘, ‚echten‘ Literatur – besonders im Unterschied zur ‚Trivialliteratur‘ – bestimmte positive Absichten oder Eigenschaften unterstellen (v. a. tiefgründige Wesenserkenntnis, soziales Engagement, authentische Selbstkundgabe, verdrängungsfreie Erinnerungskultur). Solche normativen Kategorien taugen nur als Gegenstände und nicht als Instrumente einer *wissenschaftlichen* Literaturgeschichtsschreibung.

Einteilung in Epochen

Art und Grad der Mediennutzung eines Menschen hängen im Wesentlichen von den Gebrauchszusammenhängen ab, in denen er sich in seinem alltäglichen Leben überwiegend bewegt. So basiert die Geschichte des Lesens auf einer Geschichte der Gebrauchszusammenhänge, die von Epoche zu Epoche wechseln und die sich zudem in den einzelnen Bildungs- und Gesellschaftsschichten deutlich voneinander unterscheiden. Sekundär treten zahlreiche weitere determinierende Faktoren hinzu, wie Alter, Geschlecht, Konfession, Region, Profession usw., die eine genauere Ausdifferenzierung erlauben.

Die traditionellen Periodisierungskategorien der Literatur- und Kulturgeschichtsschreibung bilden diese Geschichte der Gebrauchszusammenhänge nur in kleinen Ausschnitten ab. In der Regel konzentrieren sie sich auf das Medien-nutzungsverhalten der jeweiligen Bildungseliten, fassen alle übrigen Erscheinungsformen des Schriftgebrauchs in pauschaler, zudem oft pejorativer Weise zusammen und konstruieren Geschichte in der Art einer ‚großen Erzählung‘ (Lyotard) als Überbietungsgeschichte, in der die Periode n+1 der Periode n immer

in spezifischer Weise überlegen ist. Für die Lesegehaltsschreibung ist eine solche Blickbegrenzung nicht zielführend. Vielmehr müssen die verschiedenen epochen- und schichtenspezifischen Lebens- und Arbeitsbedingungen rekonstruiert werden, die jeweils mit einem typischen Bedarf an Lese- und Schreibkompetenzen einhergehen. Für den hier interessierenden Kulturraum ergibt sich bei einer solchen Herangehensweise eine Unterteilung in fünf Epochen der Lesegehaltsschichte:

- *Vorgeschichte*: In dieser ersten Phase gab es nach dem aktuellen Kenntnisstand der Archäologie noch keinerlei Gebrauchszusammenhänge, in denen Schreib- und Lesekompetenzen im *engeren* Sinne von Nutzen und in Gebrauch gewesen wären. Aufgrund des erweiterten Lesebegriffes (s. o.) sind jedoch die für diesen Zeitraum bereits belegbaren allgemeinen Sprachkompetenzen (Mündlichkeit) und Zeichennutzungskompetenzen (ikonische und indexikalische Zeichen) als wesentliche Voraussetzungen für die spätere Entwicklung der Schrift und des Lesens aufzufassen und demgemäß in einer Geschichte des Lesens wenigstens überblicksartig mit zu berücksichtigen.
- *Frühgeschichte (Stammeszeitalter)*: In dieser zweiten Epoche kommt es zu einer auf sehr kleine Nutzergruppen eingeschränkten und in der Hauptsache auf ökonomische sowie kultisch-rituelle Gebrauchszusammenhänge begrenzten, aber durch eindeutige Fundstücke zweifelsfrei belegten Nutzung von Schriftzeichen (z. B. Runen-Inschriften auf Sakral- und Opfergegenständen).
- *Feudalistisches Zeitalter*: In dieser dritten Periode entstehen in Gestalt der Feudalstaaten, die aber noch keine Flächenstaaten in unserem heutigen Sinne, sondern sogenannte Personenverbandsstaaten mit unzusammenhängenden und häufig wechselnden Grenzen waren, komplexere Gesellschaftsordnungen mit einer relativ stabilen, differenzierten Ständeordnung. Dabei gilt für die Angehörigen einiger dieser Stände, dass sie regelmäßig in Gebrauchszusammenhänge verwickelt waren, in denen üblicherweise Lese- und Schreibkompetenzen erforderlich waren.
- *Bürgerliches Zeitalter*: Es folgt dann viertens das bürgerliche Zeitalter, in dem durch herausragende ökonomisch-technische Fortschritte eine neue Wirtschaftsdynamik in Gang gesetzt wird („Industrielle Revolution“), in deren Folge selbst für die breite Masse der Land- und Fabrikarbeiter eine Grundausbildung im Lesen und Schreiben (Primarstufenniveau) als unabdingbar erscheint und an deren Ende demzufolge erstmals eine Vollalphabetisierung der Gesellschaft erreicht wird.
- *Demokratisch-pluralistisches Zeitalter*: In der fünften und bis dato letzten Phase kommt es schließlich zur Entwicklung einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft, in der von jedermann verlangt wird, in der Beherrschung

der nun als Schlüsselqualifikationen geltenden Lese- und Schreibkompetenzen mindestens das Niveau 3 (s. o.) zu erreichen. Menschen aller Bildungs- und Gesellschaftsschichten sind in dieser Epoche sowohl in der Arbeitszeit als auch in ihrer Freizeit regelmäßig mit Gebrauchszusammenhängen konfrontiert, in denen ihnen Lesefertigkeiten dieser Kompetenzstufe abverlangt werden (Bedienungsanleitungen, Beipackzettel, Zeitungen und Zeitschriften, Post- und Reklamesendungen, Rechnungen, geschäftliche Mitteilungen usw.).

In den einzelnen Regionen der Welt wurde diese Abfolge der fünf Phasen, in der es immer wieder zu Verzögerungen oder auch Rückwärtsbewegungen kommen kann, nicht synchron vollzogen. Und auch innerhalb Westeuropas lassen sich in dieser Hinsicht bedeutende Unterschiede feststellen, was schon beim Vergleich der germanischen Stammeskultur mit der simultan existierenden römischen Hochkultur ins Auge springt. Hier werden nachfolgend speziell die Verhältnisse im deutschsprachigen Raum in den Blick genommen.

Differenzierung in Bildungs- und Gesellschaftsschichten

In welche für sein Mediennutzungsverhalten relevanten, Lese- und Schreibkompetenzen erfordernden Gebrauchszusammenhänge sich ein Mensch typischerweise regelmäßig gestellt sieht, hängt nur bis zu einem gewissen Grad von seinen persönlichen Dispositionen ab. Prägend ist hierfür in erster Linie seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bildungs- und Gesellschaftsschicht, in der sowohl hinsichtlich seines Arbeits- als auch seines Freizeitverhaltens spezifische Anforderungen an ihn gestellt werden (dazu Schneider 2004, 14–16 u. ö.). Allerdings variiert von Epoche zu Epoche und von Gesellschaftssystem zu Gesellschaftssystem die Rigidität, mit der eventuelle Abweichungen von den entsprechenden Verhaltensnormen registriert und sanktioniert werden. Die liberalen Standards der relativ offenen pluralistischen Gegenwartsgesellschaft stellen hierbei im historischen Längsschnitt eher eine Ausnahme dar. Für die fünf oben genannten Epochen ergibt sich – in ganz geraffter Überblicksdarstellung – jeweils ein spezifisches Bild der im Folgenden zu berücksichtigenden Unterteilung in verschiedenartige Bevölkerungsgruppen bzw. Gesellschaftsschichten:

- *Vorgeschichte*: Leben in (halb-)nomadischen Kleingruppen mit relativ schwach ausgeprägter und hochgradig labiler sozialer Stratifikation.
- *Frühgeschichte (Stammeszeitalter)*: Zusammenschluss zu größeren gesellschaftlichen Einheiten (Stämmen/Volksgruppen) bei gleichzeitig deutlicher hervortretenden Unterschieden in Macht, Besitz und Prestige.

- *Feudalistisches Zeitalter*: Herausbildung von Ständen mit spezifischen Ständeordnungen, die von der Berufsausübung über die Gestaltung des Familienlebens bis hin zur Bekleidung weite Bereiche des Alltagslebens reglementieren.
- *Bürgerliches Zeitalter*: Ersetzung der Stände durch Klassen, die primär durch Höhe des Vermögens und Einkommens voneinander unterschieden sind.
- *Demokratisch-pluralistisches Zeitalter*: Ersetzung der Klassen durch Milieus, deren Angehörige sich zwar einerseits noch immer durch Vermögen und Einkommen, aber andererseits nicht minder deutlich durch ihren spezifischen Lebensstil voneinander unterscheiden.

In allen historischen Epochen existiert zudem neben den in das jeweilige System der Gesellschaftsschichten Integrierten eine kleinere Gruppe von ‚Außenseitern‘, deren kulturelle Praktiken vorübergehend oder auf Dauer keinem Stand bzw. keiner Klasse und keinem Milieu zuzuordnen sind und die mit spezifischen Anforderungen an das Mediennutzungsverhalten und an die Schreib-/Lesekompetenzen verbunden sein können (Jugendliche; Fahrende; Arbeitsmigranten; Aussteiger u. a.).

2 Geschichte des Lesens

Vorgeschichte der Lesekultur

Die Erfindung der Schrift darf man sich nicht als singulären Geniestreich einer/eines Einzelnen vorstellen. Vielmehr deutet alles darauf hin, dass es einen gleitenden Übergang von der anfänglichen Nutzung rein indexikalischer Zeichen über die Verwendung ikonischer Zeichen bis hin zum Gebrauch konventionalisierter Schriftzeichen gegeben haben dürfte (vgl. insbesondere Stein 2006, 11–12, 18–19, 22–23, 29–67, und Bollwage ²2015, 8–46). Als Stimulantien für die Entwicklung von Schriftzeicheninventaren können dabei all jene Lebenssituationen aufgefasst werden, in denen räumlich oder zeitlich voneinander getrennte Menschen miteinander kommunizieren mussten bzw. in denen sprachliche Äußerungen für so bedeutsam gehalten wurden, dass man sie unbedingt dauerhaft in ihrem präzisen Wortlaut fixieren wollte (medizinische Rezepturen, Gesetze, naturkundliche Erkenntnisse, Verträge, magische Beschwörungsformeln etc.).

An entsprechenden Lebenssituationen herrschte offenbar schon in prähistorischer Zeit kein Mangel: Die Menschen der Alt- und Mittelsteinzeit lebten vor ca. 40 000 bis ca. 7000 Jahren als Jäger und Sammler in kleineren Gruppen („Horden“)

und führten ein (halb-)nomadisches Leben, das auch die Fähigkeit zur Überbrückung größerer Distanzen erforderte. So zeigen beispielsweise die Ausgrabungen von Gönnersdorf, dass Gesteinsrohstoffe für Klingen, wie sie zur Anfertigung von Werkzeugen und Waffen genutzt wurden, teilweise von Fundstätten herkommen, die mehrere Hundert Kilometer entfernt lagen (Maasfeuerstein, Baltischer Feuerstein; vgl. Terberger 2009, 35). Die Keilschrift der Sumerer entwickelte sich aus einfachen Tonmarken, deren früheste sogar schon auf 8000 v. Chr. datiert werden und die offenbar in Handel und Verwaltung als Mengen- und Wertbezeichnungen genutzt wurden (vgl. Schmandt-Besserat 1996). Ein Fund wie jener der Gletschermumie vom Hauslabjoch belegt, dass schon vor mehr als 5000 Jahren längere Wanderungen durch schwieriges Bergterrain bewältigt werden konnten. Erste einfache Bohlenwege sind in Irland bereits im vierten vorchristlichen Jahrtausend nachweisbar (vgl. Raftery 2009). Und in der alltäglichen Praxis der Nahrungsbeschaffung war es – um hier ein konkretes Beispiel für die Entwicklung nicht-mündlicher Sprachzeichen zu geben – offenbar üblich, dass zunächst eine Vorhut das Terrain sondierte und lohnende Ziele für die Nachfolgenden markierte, die dann beispielsweise getötetes Wild zerlegten und abtransportierten. Hier entstand ein Bedarf an Wegmarkierungen, die diesen Nachfolgenden Aufschluss darüber gaben, wo welche Jagdbeute bzw. welches Sammelgut anzutreffen war. Die Evolution des Zeichennutzungsverhaltens lässt sich in einem derartigen Fall gemäß folgendem Erklärungsmodell veranschaulichen:

- In einer ersten Phase hinterlassen die vorangehenden Wegnutzer bzw. Kundschafter *unabsichtlich und ohne irgendwelche vorherigen Absprachen* natürliche Spuren, wie Fußabdrücke, umgeknickte Grashalme usw., und verlassen sich darauf, dass die Nachfolgenden geschickte *Spurenleser* sind, die bei der Verfolgung von Wildfährten gelernt haben, solchen indexikalischen Zeichen ein Höchstmaß an Informationen darüber zu entnehmen, wie viele Personen welchen Gewichtes mit welcher Geschwindigkeit und Zielstrebigkeit wohin gingen. Das ist semiotisch insofern von Interesse, als diese unscheinbaren natürlichen Spuren bereits einen Überschuss an Information enthalten und damit ein Gefühl dafür erzeugen, dass es möglich ist, mit äußerst geringem Aufwand relativ viele Informationen weiterzugeben.
- In einer zweiten Entwicklungsphase werden derartige Spuren noch immer *ohne vorherige Absprache, jedoch mit Absicht* ausgelegt, um den Nachfolgenden die Erkennung und Entzifferung zu erleichtern. Das ist bereits dann der Fall, wenn beispielsweise Fußabdrücke vertieft oder auf hartem Untergrund nachmodelliert werden. Dazu kommen die vielen Möglichkeiten der Schaffung von Wegmarken, wie sie teilweise noch heute in unwegsamen Bergregionen anzutreffen sind (abgebrochene oder entlaubte Äste, Einritzungen in Baumrinde, kleine Steinpyramiden usw.).

- In der dritten Phase werden derartige Zeichen *nach vorheriger Absprache und mit voller Absicht* genutzt, um Informationen zuverlässiger und eindeutiger fixieren zu können. In diesem Entwicklungsstadium können auch komplexere, abstraktere Botschaften, wie beispielsweise Entfernungs-, Richtungs- oder Mengenangaben, übermittelt werden. Und vor allem können die benutzten Zeichen im Prinzip bereits arbiträr sein oder in der Art von Piktogrammen eine symbolische Verdichtung von Informationen enthalten (Richtungspfeile, Striche als Zahlzeichen, abstrahierende Tierdarstellungen, Sonnenstandsmarkierungen usw.). Der Unterschied zum Schriftgebrauch im engeren Sinne besteht hier im Wesentlichen darin, dass nur ganz bestimmte, vorher explizit verabredete, den jeweiligen Gebrauchszusammenhang sachlich-inhaltlich nicht überschreitende Informationen auf diese Weise übermittelt werden können. Da diese pragmatischen Gebrauchszusammenhänge von alltäglicher lebenspraktischer Bedeutung waren und jedermann betrafen, können wir unterstellen, dass die meisten Mitglieder einer Nomadengruppe in der Lage waren, derartige einfache ‚Schrift‘-Zeichen herzustellen und auch zu ‚lesen‘, wenngleich es sowohl bei ihrer Produktion als auch bei ihrer Rezeption individuelle Kompetenzunterschiede gegeben haben mag.
- In der vierten, vermutlich schon in das Stammeszeitalter fallenden Phase (s. u.) der Schriftentwicklung ändert sich dies, d. h. die ‚Lese‘-Fähigkeit wird zum Privileg einer besonders geschulten Gruppe von Spezialisten. Denn die Einschränkung der Zeichennutzung auf einen pragmatischen Kontext wird nun überschritten, d. h. es wird ein universalisiertes Schriftzeichenrepertoire benutzt, das nicht nur ganz bestimmte, vorher in der Kleingruppe abgesprochene Botschaften zu übermitteln ermöglicht, sondern das im Prinzip *jede beliebige Information* in Schriftzeichen zu übertragen und zu translozieren erlaubt. Dies kann auf zwei grundsätzlich verschiedenartigen, aber funktional gleichrangigen Wegen erreicht werden, nämlich einerseits dadurch, dass nicht nur für die ursprünglich besonders relevanten Kontexte (Jagen und Sammeln) graphische Zeichen verabredet werden, sondern dass nach und nach ein prinzipiell unbegrenztes, ggf. viele Tausend Einzelzeichen umfassendes Schriftzeicheninventar entwickelt wird, das Botschaften zu allen nur denkbaren Themen und Lebensbereichen zu fixieren erlaubt (semasiographische Schriftsysteme). Und andererseits kann dies durch eine Lautschrift realisiert werden, welche einzelne Wörter, Silben oder Laute abbildet und damit – idealiter – alles zu verschriftlichen erlaubt, was in der gesprochenen Sprache formuliert werden kann (glottographische Schriftsysteme). Die kompetente Beherrschung beider Schriftsysteme, die nicht selten miteinander vermischt wurden, setzt ein Spezialwissen voraus, das nur im Verlauf einer längeren Schulungszeit erworben werden kann, so dass

sich nun eine deutlichere Trennung in Schriftkundige und Schriftunkundige ergibt.

- In der fünften und letzten Phase kommt es dann zu einer Ausdifferenzierung und (relativen) Autonomisierung der Schriftkultur, d. h. zur Herausbildung spezifischer Standards und Konventionen, die sich nicht aus den Gegebenheiten der mündlichen Kommunikation ableiten lassen und die nicht unbedingt von den linguistischen Spezifika der Einzelsprache, sondern von allgemeineren kulturellen Traditionen und Rahmenbedingungen abhängen. Dazu gehören beispielsweise die Durchsetzung einer konsequenten Linearität, die Festlegung einer bestimmten Schreibrichtung, die Ausbildung fester Gewohnheiten hinsichtlich der für bestimmte Textsorten zu verwendenden Schriftstile, Schreibmaterialien, Aufbewahrungsarten etc. oder auch die Entwicklung spezifischer Textaufbauprinzipien, die Verwendung typischer Textanfangs- und Textendformeln oder auch die Einrichtung von Schreibschulen. Ganz am Ende dieser fünften Phase erlangt die Schriftbeherrschung aufgrund der Tertiärisierung der Gesellschaft eine derartige Bedeutung, dass jedermann im Rahmen einer obligatorischen Ausbildungsphase zur Erlangung adäquater Schreib- und Lesekompetenzen verpflichtet wird, so dass die zwischenzeitlich in der vierten Phase eingetretene Differenzierung zwischen Schriftkundigen und Schriftunkundigen (tendenziell) wieder eingeengt wird.

Wissenschaftlich zuverlässige Aussagen zur genauen Chronologie dieser fünfphasigen Entwicklung sind nach derzeitigem Forschungsstand noch nicht möglich, denn erstens gab es hierbei offenbar sehr große regionale Unterschiede und zweitens liegen erst aus der fünften und damit allerletzten Phase des gesamten Entwicklungsprozesses in Gestalt der ältesten überlieferten, vor ca. 3500 Jahren in Mesopotamien und Ägypten hergestellten Schrifttafeln umfassendere archäologische Zeugnisse vor. Entscheidend ist hier im Kontext der Lesegeschichtsschreibung, dass keine spontane Erfindung eines Schriftsystems postuliert werden muss, um die allmähliche Entwicklung der Schrift zu erklären. Darüber hinaus macht das oben skizzierte Fünfphasenmodell auch verständlich, warum es für die Vor- und Frühgeschichte der Schrift nur wenige archäologische Zeugnisse gibt. Denn solange sich etwa die hier als Beispiel gewählten Wegzeichen nur an Mitglieder der eigenen Gruppe richteten, mit deren Eintreffen innerhalb weniger Stunden oder Tage zu rechnen war, mussten die für sie angelegten Markierungen nicht besonders dauerhaft sein. Die Vertiefung einer Fußspur, die Einkerbung in einem Baumstamm oder die Entlaubung eines Astes brauchten nicht auf Dauer erhalten zu bleiben. Es hätte sich nicht gelohnt, derartige Ad-hoc-Zeichen in Stein einzuritzen oder sonst wie dauerhaft zu fixieren.

Auch wenn die aktuelle archäologische Forschung hier noch viele Fragen unbeantwortet lassen muss, scheint alles in allem doch schlüssig belegt zu sein, dass schon in der Alt- und Mittelsteinzeit die dritte Phase der Schriftentwicklung erreicht wurde, in der sprachliche Zeichen *nach vorheriger Absprache und mit voller Absicht* in geeignete Trägermaterialien eingeritzt wurden, um für den jeweiligen Gebrauchszusammenhang relevante Informationen an zeitlich oder räumlich entfernte Personen zu übermitteln. Mit Bezug auf die in Altamira, Lascaux und anderen Höhlen gefundenen Felszeichnungen mit ihren schwer deutbaren Punkt- und Strichsymbolen darf vermutet werden, dass auch mythologisch-magische bzw. religiöse Kontexte und Praktiken bei der Schriftentstehung mitgewirkt haben können (vgl. Leroi-Gourhan 1981).

Lesekultur des Stammeszeitalters

Die Erreichung der vierten und fünften Phase des oben vorgestellten Fünfstufenmodells setzt eine grundlegende Veränderung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung voraus (Details bei Schneider 2004, 24–46). Soweit die archäologische Forschung dies zuverlässig belegen kann, lässt sich für die Populationen der Jäger und Sammler an keinem Ort der Welt ein Fortschritt in der Schriftzeichenerfindung und -verwendung belegen, der über die Praktiken der dritten Phase hinausginge.

Erst die sesshaften Viehzüchter und Ackerbauern des Stammeszeitalters verfügen offensichtlich über die geistigen, technischen und ökonomischen Kapazitäten, um entsprechende Kulturleistungen hervorzubringen. Allerdings erfolgt die Abkehr vom (halb-)nomadischen Lebensstil der Steinzeitpopulationen in den verschiedenen Regionen der Erde keineswegs zeitgleich. Begegnen in Mesopotamien und Anatolien bereits im 8. Jahrtausend vor Christus erste Anzeichen der neolithischen Produktionsweise, so erfolgt in weiten Teilen West- und Nordeuropas erst gute 4000 Jahre später eine vergleichbare Kulturentwicklung. Immerhin finden sich seit dieser Zeit Stein- und Metallartefakte, Grabstätten und Spuren von Tausend oder mehr Einwohner fassenden Großsiedlungen, die auf bedeutende Fortschritte in der technisch-ökonomischen und politisch-sozialen Entwicklung schließen lassen. Ab der Spätbronzezeit, also etwa seit 1300 v. Chr., kann man dann von definierbaren Volksgruppen sprechen, die sich durch Sprache, Bestattungsformen, Ornamentik usw. voneinander unterscheiden. Erst mit den Eroberungen der Römer setzen jedoch detailliertere Überlieferungen ein, die uns eine Differenzierung nach Völkern (v. a. Kelten, Skythen und Germanen) und Stämmen ermöglichen.

Sprachgeschichtliche Analysen erlauben es, die Entstehung des Germanischen auf das 3. Jahrtausend vor Christus zu datieren. Die ersten germanischen

Schriftzeichen (Runen-Inschriften), die uns überliefert sind, stammen jedoch aus dem 2. Jahrhundert nach Christus. Erst für die letzte Phase des Stammeszeitalters liegen also archäologische Funde vor, welche die Existenz einer germanischen Schrift eindeutig belegen. Da diese Schrift allerdings nach dem oben vorgestellten Modell schon der fünften und letzten Stufe zuzuordnen ist, lässt sich als begründete Hypothese formulieren, dass in den Jahrhunderten zuvor ein allmählicher Übergang von der dritten zur vierten und dann von der vierten zur fünften Stufe stattgefunden hat, der jedoch bisher nicht archäologisch dokumentiert werden konnte.

Die Repräsentationskultur der Machteliten

Historische Quellen, wie die Beschreibungen von Tacitus oder Cäsar, Grabbeigaben und Hausgrundrisse dokumentieren, dass die soziale Differenzierung in der germanischen Stammesgesellschaft weit entwickelt war und zur Herausbildung einer eigenen Führungsschicht mit höheren Kultur- und Komfortbedürfnissen geführt hatte. Auch schon zuvor, in den ‚Horden‘ der Steinzeit, wird es Anführer gegeben haben, doch deren Vormachtstellung dürfte äußerst labil gewesen sein. Denn durch Krankheiten, Attacken wilder Tiere, Jagdunfälle, Rivalenkämpfe usw. war praktisch jedermann beständig von tödlichen Gefahren bedroht. Machtpositionen konnten unter diesen Umständen nicht langfristig behauptet werden.

Sesshafte Stammesgesellschaften produzieren demgegenüber Ertragsüberschüsse, setzen sich in bestimmten Territorien fest und bringen auch vergleichsweise stabile Gefolgschaftsverhältnisse hervor, so dass soziale Ungleichheiten dauerhafter konserviert werden können. Allerdings beruht diese Verstetigung der Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse immer noch in allererster Linie auf militärischer Überlegenheit. Die in dieser Zeit entstehende kriegerische Epik zielt deshalb darauf ab, Körperkraft, Kampfesmut, Robustheit, Autorität, strategisches Geschick und ähnliche Eigenschaften der Führerpersönlichkeiten und ihrer kriegerischen Gefolgschaft zu überhöhen, um damit einerseits nach innen das Zusammengehörigkeitsgefühl zu verstärken und andererseits nach außen hin potentielle Gegner von militärischen Übergriffen abzuschrecken.

Die entsprechenden Texte zeigen deshalb ausgesprochen brutale Kriegs- und Kampfeszenen, die allem Anschein nach zwar einen wahren historischen Kern besitzen, die das Geschehene jedoch nicht historiographisch-neutral zu fixieren, sondern im Sinne einer Machtkonsolidierung auszuschnürceln und zu überhöhen trachten. Das *Hildebrandslied* (9. Jahrhundert), das *Nibelungenlied* (ca. 1200) und die Heldenlieder der *Edda* (13. Jahrhundert) sind die wichtigsten Zeugnisse dieser literarischen Kultur der Machteliten. Zwar sind sie nur in Aufzeichnungen

überliefert, die erst im feudalistischen Zeitalter (s. u.) entstanden. Doch aufgrund inhaltlicher und formal-sprachlicher Indizien kann ihre ursprüngliche Entstehung mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Völkerwanderungszeit oder sogar auf die Epoche der römischen Germanenfeldzüge zurückdatiert werden. Dass keine schriftlichen Dokumente aus dieser Zeit selbst existieren, ist offenbar darauf zurückzuführen, dass die germanischen Kriegs- und Heldenepen der *oral poetry* angehören, d. h. von einer speziell ausgebildeten Gruppe von Barden memoriert und bei entsprechenden Gelegenheiten (Festversammlungen) aus dem Gedächtnis rezitiert wurden. Die literarische Kultur der Machteliten des Stammeszeitalters wurde also im Wesentlichen von Analphabeten getragen. Doch es gab daneben historiographisch belegte Versuche, schon in dieser Epoche eine schriftliche Kultur zu etablieren.

Erstens und vor allem ist hierbei an die germanische Runenschrift des 3. bis 7. nachchristlichen Jahrhunderts zu denken, die auf einem eigenständigen Alphabet (Futhark) basierte und deren erhaltene Zeugnisse eindeutig der vierten und in ihren späten Ausprägungen sogar der fünften Stufe des skizzierten Fünfphasenmodells zuzuordnen sind, da sie wesentliche dafür charakteristische Eigenarten, wie ein definites Grapheminventar, eine (in sich) konsequente Linearität, eine festgelegte Schreibrichtung (Rechtsläufigkeit) und die Ausprägung bestimmter Formeln und Konventionen, aufweisen. Als spezifisches Phänomen der Führungsschicht ist die Verbreitung der Runen deshalb anzusprechen, weil diese Schrift – anders als in Skandinavien, wo sie vom 2. bis zum 14. Jahrhundert nach Christus relativ weit verbreitet war – von den Germanen Mitteleuropas nicht für Alltagszwecke, sondern fast nur zur Anfertigung von Inschriften benutzt wurde. Man findet sie ganz überwiegend auf metallenen Schmuckgegenständen in reicher ausgestatteten Frauengräbern, seltener auch auf Waffenteilen oder häuslichen Zier- und Gebrauchsgegenständen. Diese Inschriften umfassen zumeist nur einige wenige Zeichen oder Wörter und beinhalten oftmals den Namen des Herstellers, des Besitzers oder – wie etwa bei der Müncheberger Eisenlanze vermutet wird – des Gegenstandes selbst. Offenbar gab es unter den Angehörigen der germanischen Machtelite kein Interesse an einer regelmäßigen Benutzung der Runenschrift, aber es darf als zweifelsfrei belegt gelten, dass zumindest ein gewisser Teil dieser Gesellschaftsschicht des Schreibens und Lesens von Runen mächtig war und sich für die Anfertigung von (Namens-) Inschriften dieses ersten germanischen Schriftsystems bediente.

Ein zweites Indiz dafür, dass bereits im Stammeszeitalter einige Angehörige der Machteliten alphabetisiert waren, ergibt sich aus den – besonders in den Kontaktzonen entlang der germanischen Grenzen – gut dokumentierten Berührungen mit den benachbarten Hochkulturen der Kelten und der Römer. Einige germanische Anführer, wie Arminius oder Ariovist, sollen relativ gebildet gewesen sein.

Allerdings geben die Quellen keine detaillierteren Aufschlüsse über ihre sprachlichen Kompetenzen (vgl. Todd 2000 [1992], 9–39). Auffällig bleibt jedenfalls, dass von keinem einzigen Angehörigen der germanischen Machteliten ein schriftlich fixierter Text erhalten ist oder auch nur in römischen Quellen genannt wird. Insgesamt lässt sich daraus folgern, dass trotz teilweise enger Berührung mit der römischen Kultur, die damals bereits einen ausgedehnten Buchhandel und eine respektable Anzahl privater und öffentlicher Bibliotheken aufwies, keinerlei Anstrengung erkennbar ist, ähnliche Einrichtungen auch in Germanien zu etablieren. Einige wenige Angehörige der germanischen Führungsschicht sind wahrscheinlich polyglott und vielleicht auch schriftkundig gewesen. Doch es fehlten die Ressourcen und Motivationen, um in der germanischen Führungsschicht eine höher entwickelte Schriftkultur einzuführen.

Die gelehrte Kultur der Bildungseliten

Nicht anders verhält es sich mit der Bildungselite dieses Zeitalters, die sich aus heidnischen Priestern und Wahrsagern zusammensetzte. Auffällig ist hierbei, welch anhaltenden Widerstand die Germanen der Christianisierung und den mit ihr verbundenen Kulturentwicklungen entgegensetzten. Bischof Wulfila erfand im 4. Jahrhundert nach Christus ein eigenes gotisches Alphabet, das griechische und lateinische Schriftzeichen mit Runen kombinierte. Doch seine Bibelübersetzung fand unter den Germanen kaum Anhänger. Auch diese schriftgeschichtliche Pioniertat verhallte ohne größere Resonanz.

Gleichwohl darf unterstellt werden, dass die von den Priestern und Wahrsagern memorierten und mündlich tradierten Beschwörungsformeln, Segenssprüche oder Prophezeiungen auch literarische Qualitäten besaßen. So beinhalten die *Sprüche des Hohen*, die zwar erst im 13. Jahrhundert aufgezeichnet wurden und in der *Edda* (s. o.) überliefert wurden, allem Anschein nach aber zu den ältesten Literaturdenkmälern der Germanen gerechnet werden müssen, spruchartige Lebensweisheiten, die zu Mäßigung und Rücksichtnahme beim Biergenuss, in der Liebe usw. raten. Trotz dieser Einzelbelege ist unübersehbar, dass die germanische Sprachkultur zu dieser Zeit ganz überwiegend noch nicht schriftgestützt war. Es gibt keinen germanischen Tacitus, keinen germanischen Horaz, keinen germanischen Vergil. Über Qualität, Niveau oder Situationsangemessenheit der germanischen literarischen Kultur ist damit durchaus kein Urteil gesprochen. Doch es ist unbestreitbar, dass die literarische Kultur dieser Epoche in Germanien noch keine Schriftkultur war, obwohl die vierte und fünfte Entwicklungsstufe der Schriftentwicklung bekannt war und im Prinzip erreicht wurde. Die bloße Erfindung eines Schriftsystems (Runen, Wulfilas Alphabet) genügt also, wie man hier

deutlich erkennt, nicht aus, um der Schriftkultur zum Durchbruch zu verhelfen. Vielmehr müssen bestimmte ökonomische, technische und intellektuell-mentale Voraussetzungen gegeben sein, damit diese Erfindung auch tatsächlich in größerem Maßstab genutzt und flächendeckend eingesetzt wird.

Bauern und Sklaven

Nur ganz kurz muss im Kontext einer Lesegeschichte auf die literarische Kultur der germanischen Bauern und Sklaven hingewiesen werden. Denn diese Kultur war offenbar durchgängig schriftlos, d. h. uns liegen keine Quellen vor, die in diesen Bevölkerungsschichten einen regelmäßigen Schriftgebrauch erkennen lassen. Seltene Ausnahmen gab es möglicherweise dort, wo Kriegsgefangene versklavt und zur Zwangsarbeit herangezogen wurden. Einige dieser Sklaven mögen vor ihrer Gefangennahme im Lesen und Schreiben unterrichtet worden sein. Doch anders als im römischen Reich, in dem die gebildeteren Sklaven manchmal als Gutsverwalter oder Hauslehrer eingesetzt wurden, sind derartige höhere Tätigkeiten von germanischen Sklaven nicht überliefert. Nur in seltenen Ausnahmen finden sich in den Reihengräbern der unteren Bevölkerungsschichten Grabbeigaben, die auf fremde Herkunft oder bescheidenen Wohlstand schließen lassen (einfachere Schmuckgegenstände, ggf. mit Einritzungen).

In Gestalt von Arbeitsliedern oder einfachen Merkversen besaßen die germanischen Bauern ihre eigene literarische Kultur, die jedoch vollkommen schriftlos blieb. Dass zu dieser Kultur auch märchen- oder sagenartige Texte, Wiegenlieder, Tanzlieder, Liebeslieder und dergleichen gehörten, ist nicht belegt, aber durchaus wahrscheinlich. Im Sinne des eingangs vorgestellten erweiterten Lesebegriffes kann aber immerhin gemutmaßt werden, dass hierarchiehöhere Leseprozesse, wie die Kohärenzbildung, die Stoff- und Motivenkenntnis, die Textsortenerkennung usw., durch die Pflege dieser *oral poetry* eingeübt und dass damit die spätere Ausbreitung einer schriftgestützten Kultur vorbereitet wurde.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die sprachliche und literarische Kultur der Germanen weitestgehend auf Schriftgebrauch verzichtete, obwohl die Schriftnutzung als solche durchaus bekannt war (Runen). Das kann sicherlich in der Hauptsache auf fehlende Ressourcen zurückgeführt werden. Doch zusätzlich ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die Mündlichkeit im Vergleich mit der Schriftlichkeit damals noch für überlegener gehalten wurde, etwa weil sie auf authentischer *Face-to-face*-Kommunikation beruht, eine fortlaufende Aktualisierung des tradierten Wissens erleichtert und keine aufwändige Unterhaltung von Bildungseinrichtungen erfordert. Solche Argumente mögen heute leicht widerlegbar erscheinen, doch muss man im Auge behalten, dass die Germanen

in Gestalt der benachbarten Römer mit einer sehr bald untergehenden Hochkultur konfrontiert waren. Wenn man den Anfang vom Niedergang des römischen Reiches auf das späte 3. Jahrhundert nach Christus datiert, lässt sich nachvollziehen, dass es aus der Sicht germanischer Fürsten unklug erscheinen mochte, das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem der Römer und damit auch ihre Kultur zum Vorbild zu nehmen. Angesichts zunehmender Bedrohungen von außen ließ Kaiser Aurelian ab 270 n. Chr. eine 19 Kilometer lange Verteidigungsmauer um die Stadt Rom ziehen. Doch derartige Sicherungs- und Verteidigungsbemühungen erwiesen sich letztlich als wirkungslos. 410 plünderte Alarich mit seinen Westgoten die Stadt Rom, und im 6. Jahrhundert eroberten die Langobarden fast den ganzen Siedlungsraum des heutigen Italien. In den Ruinen der einstigen Millionenstadt lebten nur noch einige zehntausend Einwohner. Die schriftlosen ‚Barbaren‘ wurden Augenzeugen und Mitinitiatoren des Untergangs jener konkurrierenden Großmacht, die Holzwände durch steinerne Mauern, Feldwege durch gepflasterte Straßen und mündliche Überlieferung durch schriftliche Dokumente ersetzt hatte. Auch dies mag dazu beigetragen haben, dass die Vorzüge des Lesens und Schreibens von den Germanen auf lange Zeit relativ gering geachtet wurden.

Lesekultur des feudalistischen Zeitalters

An der bis zum Beginn des feudalistischen Zeitalters vorherrschenden Vernachlässigung der Schriftkultur änderte sich erst etwas, als die Bewohner des ab ca. 1100 als ‚Deutschland‘ bezeichneten Siedlungsraumes von einer grundlegenden Veränderung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung erfasst wurden und in größeren und dauerhafteren, staatsartigen Gesellschaftsgebilden zu leben begannen. In einem sich über Jahrhunderte erstreckenden Entwicklungsprozess wird aus den Stämmen mit ihren relativ labilen Herrschaftsinstitutionen ein neues, stabileres Gesellschaftssystem, nämlich der mittelalterliche Personenverbandsstaat, dem nicht nur einige Tausend oder Zigtausend, sondern mehrere Millionen Menschen angehören und der über funktionierende zentralstaatliche Einrichtungen, wie Militär, Gerichtswesen und Verwaltung, verfügt. Von einer bestimmten Größenordnung an sind derartige Institutionen nicht mehr durch bloße Gefolgschaftsverhältnisse oder durch persönliche Willensbekundungen von Angesicht zu Angesicht steuerbar. Es entsteht ein massenhafter Bedarf an langfristig fixierten und fernhin kommunizierbaren, mithin verschriftlichten Mitteilungen, und es bildet sich eine Gruppe von Spezialisten heraus, die als Schreiber oder Schriftgelehrte dafür Sorge tragen, dass alle Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung einer Schriftkultur – von der Papierherstellung bis zur Einrichtung eines Leseunterrichtes – geschaffen werden (Details bei Schneider 2004, 47–160).

Die wichtigsten Träger dieser neuen mittelalterlichen Schriftkultur waren die Adeligen (höfische Kultur), die Geistlichen (christliche Klosterkultur) und die wohlhabenderen Bürger (städtisch-patrizische Kultur). Die breite Masse der analphabetischen Landarbeiter, die das ganze feudalistische Zeitalter hindurch mehr als 90 Prozent der Bevölkerung stellten, entwickelte zwar eine ausdifferenzierte mündliche literarische Kultur (*oral poetry*), hatte jedoch nur in geringstem Umfang Anteil an der expandierenden Schriftkultur dieser Epoche. Dabei hatte das Individuum aufgrund der vergleichsweise starren, wenn auch von Region zu Region unterschiedlichen und im Lauf der Zeit immer wieder Veränderungen unterworfenen Ständeordnungen kaum die Möglichkeit, sich nach eigenem Wunsch und Willen der einen oder anderen Gesellschaftsschicht anzuschließen, sich also ‚emporzuarbeiten‘ und damit auch die Teilhabe an schriftlicher literarischer Kommunikation zu erringen. Vielmehr wurden die Stände als Geburtsstände aufgefasst, in die man durch die familiäre Herkunft hineingestellt war und in denen man, von relativ seltenen Ausnahmen abgesehen, zeitlebens verblieb. Zu den wichtigsten Lebenszielen gehörte es, durch eine standesgemäße Lebensführung der dem eigenen Stand in der gesellschaftlichen Hierarchie zugemessenen Ehre in vollem Umfang teilhaftig zu werden. Die Sitzordnung in der Kirche, die für den öffentlichen und privaten Raum gültige Kleiderordnung, das ausdifferenzierte Titularwesen, die standestypischen Anstandsregeln und diverse weitere Konventionen und Bestimmungen machten die Standesordnung im alltäglichen Leben überall und jederzeit sichtbar und regulierten auch die verschiedenen Formen des Sprechens und Schreibens bzw. des Kontaktes mit Schrifterzeugnissen.

Für einfache Landbewohner war es das ganze feudalistische Zeitalter hindurch nicht leicht, derartige Schrifterzeugnisse überhaupt in die Hand zu bekommen. Von privatem Buchbesitz konnte hier in aller Regel keine Rede sein; allenfalls sah man zu bestimmten Gelegenheiten den Dorfgeistlichen, den Lehrer, den Gutsbesitzer oder ähnliche Respektspersonen mit Dokumenten, Büchern, Akten oder anderen Schrifterzeugnissen hantieren. Eine allgemeine Schulpflicht existierte nicht. Kinder und Jugendliche besuchten – wenn überhaupt – lediglich in den Wintermonaten, wenn ihre Arbeitskraft in Haus und Hof entbehrlicher war, für einige Wochen die Dorfschule und erwarben dabei rudimentäre, weit unter heutigem Grundschulniveau liegende Kenntnisse in Religion, Singen, Rechnen, Lesen und Schreiben. In den Städten war der Bildungs- und Lebensstandard im Durchschnitt etwas höher. Hier gab es Buchhändler, höhere Schulen, private Büchersammlungen und in Residenzstädten manchmal auch Theater, Bibliotheken oder andere Kultureinrichtungen, die den verfeinerten Bedürfnissen des Adels, der Geistlichkeit und des Patriziates entsprachen, jedoch in aller Regel nicht jedermann, sondern nur den ‚Standespersonen‘ offenstanden. Die meisten Städte des Mittelalters waren nach unseren heutigen Maßstäben Kleinstädte

und zählten nur einige Tausend Einwohner. Regelrechte Großstädte mit einigen Hunderttausend Bewohnern, wie Berlin oder Wien, blieben bis zum Ende der feudalistischen Epoche eine ausgesprochene Rarität. Neun von zehn Menschen lebten auf dem Lande und besuchten solche größeren Städte entweder nie oder nur einige wenige Male in ihrem Leben. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag bei weniger als 30 Jahren; rechnet man die hohe Kindersterblichkeit heraus, bei ca. 40 Jahren. Mehrere Jahre dieser knapp bemessenen Lebensspanne für eine spezielle Schul- oder Ausbildungsphase zu reservieren, konnten sich nur die Angehörigen der höheren Stände leisten.

Im ländlichen Raum, für die große Mehrheit der Bevölkerung, gab es also nur in sehr begrenztem Umfang Gelegenheit, irgendwie mit Zeugnissen der Schriftkultur in Berührung zu kommen. Die wichtigsten Kristallisationspunkte dieser Kultur waren dort die christlichen Klöster. Denn einige Ordensregeln, wie beispielsweise die der Zisterzienser oder der Prämonstratenser, beinhalteten ausdrücklich eine Abkehr von irdischem Luxus und führten zu Klostergründungen in abgelegenen, von weltlich-urbanem Treiben weit entfernten Regionen. Diese ländlichen Klöster entwickelten sich teilweise nicht nur zu sehr bedeutsamen Stätten der Gelehrsamkeit, sondern zu Zentren des Garten- und Ackerbaus, der Heilkunde, der Sozialfürsorge und auch des Handels und Verkehrs. Sowohl durch ihre Missionierungsleistung als auch durch praktisch-ökonomische Beziehungen standen viele dieser Klöster in engem Austausch mit ihrer direkten Umgebung und wurden zu Anlaufstellen und Entwicklungszentren, deren kultivierende Funktion in die ganze Umgebung ausstrahlte (vgl. Gleba 2002, 39–42, 83–84, 135–136). Von den frühesten Gründungen (z. B. Lorsch 764, Korvey 822) bis zur vollständigen Christianisierung des Reiches vergehen allerdings mehrere Jahrhunderte. Erst im 11. Jahrhundert erreicht die Germanenmissionierung ihren endgültigen Abschluss, sind also die naturreligiösen und mythischen Glaubensinhalte des Stammeszeitalters mitsamt ihren abergläubisch-magischen Praktiken flächendeckend durch den christlichen Monotheismus ersetzt.

Insgesamt können wir festhalten, dass die Alphabetisierungsquote – selbst wenn wir unserer Kalkulation nur das Schriftkompetenzniveau 1 (s. o.) zugrunde legen – das ganze feudalistische Zeitalter hindurch bei unter 15 Prozent verharrte und dass als Buchkäufer und -nutzer im engeren Sinne nicht einmal 1 Prozent der Bevölkerung in Betracht kam (vgl. Schön 1999, 9–28; Hammerstein und Herrmann 2005). Daran änderten auch die in dieser Epoche durchaus beachtlichen Fortschritte in der Medientechnik wenig, die zu einer relativen Vereinfachung der Buchherstellung und zu einer Verbilligung der Schreibmaterialien führten (ausführlich hierzu: Stein 2006, 129–222; ergänzend: Burkhardt und Werkstetter 2005). Von der handschriftlichen Urkunde über den im Skriptorium eines Klosters aus kostbarem Pergament hergestellten und reich verzierten Kodex bis hin zum

in einigen hundert Exemplaren gedruckten Buch entwickelte das feudalistische Zeitalter nach und nach eine Vielfalt unterschiedlichster Schrifterzeugnisse, doch selbst die ab dem 16. Jahrhundert belegte Verbreitung von Flugschriften führte nicht zur Entwicklung von ‚Massenmedien‘ in unserem heutigen Sinne. Denn viele dieser Flugschriften waren nicht in der deutschen Volkssprache, sondern – wie auch der Großteil der gedruckten Bücher – in lateinischer Sprache verfasst, und ihr Preis war ungefähr so hoch wie heute der eines dicken gebundenen Buches, so dass die große Masse der Bevölkerung bis zum 18. Jahrhundert nur sehr selten derartige Schrifterzeugnisse in die Hände bekam. Die durchschnittliche Auflage eines Buches lag bis zum Ende des Mittelalters bei einigen Hundert Exemplaren und stieg dann im 16. und 17. Jahrhundert auf ca. 1000 bis 2000 Exemplare an. Die Verbreitung von Schrifterzeugnissen wurde außerdem durch die Maßnahmen der kirchlichen und obrigkeitlichen Kommunikationskontrolle behindert, die zwar erst ab dem 16. Jahrhundert (mit großen regionalen Unterschieden) zu einer institutionalisierten Vorzensur führten, die jedoch gerade wegen ihrer Unregelmäßigkeit und Unberechenbarkeit eine diffuse, schwer zu rekonstruierende Kontrollwirkung entfalteten (Bücherverbrennungen, Ketzerverfolgungen).

Aristokratisch-höfische Lesekultur

Die Entwicklung der höfischen Schriftkultur steht in engem Zusammenhang mit der tiefgreifenden Wandlung, der das Lebens- und Bildungsideal der Aristokratie im Verlauf des feudalistischen Zeitalters unterworfen war. Dieser Entwicklungsgang führt vom schwertführenden Haudeggen über den fromm-christlichen Kreuzritter und den galanten Damenritter bis hin zum weltgewandten Diplomaten. Norbert Elias hat ihn als einen Prozess der Zivilisierung beschrieben, in dessen Folge auch andere, die aristokratische Kultur zumindest in bestimmten Teilen als vorbildlich akzeptierende Bevölkerungsschichten eine Pazifizierung und Kultivierung erfuhren (Elias 1976).

Die Entwicklung von der militärischen Trutzborg zum heiteren Lustschloss, vom ausschweifenden Gelage zum zeremoniösen Schauessen und von der rabiaten Schwertkampftechnik zur artistisch-eleganten Fechtübung sowie zahlreiche vergleichbare Phänomene illustrieren diesen Verfeinerungsprozess, der natürlich auch das Sprech- und Schreibverhalten erfasste und sowohl zur allmählichen Ausbildung einer raffinierten Konversationskultur als auch zur Entwicklung spezifischer literarischer Gattungen und Formate führte, die uns ein anschauliches Bild von den Bildungs- und Kulturidealen der Aristokratie als der herrschenden Machtelite dieser Epoche liefern. Oberstes Prinzip dieser höfischen Kultur war die *repraesentatio maiestatis*, d. h. die performativ-praktische Veranschau-

lichung der Macht und Herrlichkeit sowohl der himmlischen als auch der von dieser abgeleiteten und durch diese legitimierten irdischen Majestät in Gestalt aufwändiger Turniere, Umzüge, Schaukämpfe, Jagdbelustigungen, Feuerwerke usw. Auch wenn bereits im Mittelalter eine rigorose Hofkritik entstand, die den hierbei betriebenen, manchmal jede ökonomische Logik ad absurdum führenden Aufwand als Geldverschwendung oder eitle Prahlerei geißelte, muss doch die diesen höfischen Inszenierungen zugrunde liegende Repräsentationsidee ernst genommen werden. Sie meinte keineswegs die angeberische Zurschaustellung persönlichen Reichtums, sondern die feierliche Inszenierung und Bekräftigung einer zugleich das Diesseitige und das Jenseitige durchwaltenden Ordnung.

Von grundlegender Wichtigkeit für das Verständnis der höfisch-aristokratischen Schriftkultur ist es hierbei, dass die Ausübung einer derartigen Repräsentationsfunktion primär auf der korrekten, regelkonformen Exekution von Ritualen und Prozeduren und nicht auf einer schulmäßigen, gelehrt-kognitiven Durchdringung der vorgezeigten Symbole oder Schriftzeichen beruhte (vgl. Alewyn 1989). Ein Fürst, der feierlich in einem Festzug einherschritt, war von zahlreichen bildlichen und schriftlichen Zeichen umgeben, die das Wirken der besagten Ordnung bezeugen sollten. Hoffähige Gelehrte bereiteten die entsprechenden Inschriften und Dekorationen bis in jede Kleinigkeit hinein vor und schufen dabei einen dichten, raffinierten, anspielungsreichen Zeichenkosmos, der sich virtuos des Repertoires der antiken Mythologie, der biblischen Geschichte, der griechisch-lateinischen Hochkultur und anderer Kulturtraditionen bediente. Doch der Fürst und seine Entourage mussten diese Zeichenfülle nicht selbst deuten und verstehen können. Seine Rolle beschränkte sich darauf, die vorgeführten Zeichentableaus durch seine Präsenz und durch die ordnungsgemäße Ausführung der protokollarisch vorgeschriebenen Schrittfolgen, Gesten und Sprechakte in Geltung zu setzen.

Hier zeigt sich besonders deutlich der Unterschied zwischen der ein inhaltliches Wissen und Verstehen anstrebenden Schriftkultur der Bildungseliten einerseits und der auf Repräsentation abzielenden Schriftkultur der eigentlichen Machteliten andererseits. Beides kann sich allerdings im Einzelfall durchdringen. Von Karl dem Großen über Maximilian I. bis hin zu Herzog Anton Ulrich oder Friedrich II. gab es im feudalistischen Zeitalter einige Fürsten, denen eine besondere Affinität zu Kunst und Wissenschaft nachgesagt wurde und die sich allem Anschein nach auch persönlich für die Sphäre der Gelehrsamkeit interessierten. Im Regelfall gab es jedoch eine klare Arbeitsteilung zwischen ‚Wehrstand‘ und ‚Lehrstand‘. Auch der unbedeutende Landadelige orientierte sich natürlich nicht an den berufsethischen Vorstellungen der Kanzlisten oder Gelehrten, sondern am Repräsentationsstil der nächstgelegenen Residenz, der sich seinerseits üblicherweise an die als besonders vornehm und raffiniert geltende Lebensart der französischen Fürstenhöfe anzulehnen pflegte.

Daraus erklärt sich auch, dass die literarische Kultur des Adels nicht von Adligen selbst im engeren Sinne verfasst werden konnte. Stundenlang am Schreibtisch zu sitzen und Manuskripte abzufassen oder Akten und Bücher zu wälzen, gehörte typischerweise nicht zum Lebens- und Bildungsideal eines Aristokraten. Damit eröffneten sich Aufstiegschancen für talentierte und gebildete Bürgerliche mit Konduite und Esprit, die sich in die Erfordernisse und Gegebenheiten der höfischen Repräsentationskultur hineinendenken konnten und die als Verfasser entsprechender Auftragswerke in Betracht kamen. Durch Verleihung eines niedrigen Adelstitels (sogenannter Dienstadel/Briefadel) wurden sie der Form halber hoffähig gemacht und konnten dann als Rezitatoren, Autoren, *Directeurs des Plaisirs*, Theaterleiter und Zeremonienmeister sicherstellen, dass die höfischen Kultur- und Festveranstaltungen das erforderliche Niveau erreichten.

Unter den konkreten literarischen Gattungen, die innerhalb der höfischen Repräsentationskultur dominierten, ist an erster Stelle das höfische Epos zu nennen, aus dem im Spätmittelalter der höfische Prosaroman hervorgeht. Für die Entwicklung der aristokratischen Schriftkultur ist diese Gattung insofern von besonderem Interesse, als sie den allmählichen Übergang von der reinen Mündlichkeit über die sogenannte schriftgestützte Mündlichkeit bis hin zur reinen Schriftlichkeit in mustergültiger Weise veranschaulicht (vgl. Green 1996). Die Heldenepen des Stammeszeitalters und des Frühmittelalters waren von Barden memoriert und rezitiert, also nicht in schriftlicher Form tradiert worden, weshalb oftmals keine oder nur ganz wenige Überlieferungszeugen aus der Zeit ihrer Entstehung erhalten sind. Auch im Hochmittelalter obliegt es noch speziellen Berufssängern, derartige Heldenepen bei Hof vorzutragen, doch ab dem 12. Jahrhundert werden die Meisterwerke der mittelhochdeutschen Heldenepik auch auf Pergament fixiert, und in der Frühen Neuzeit entsteht dann die Form des höfischen Prosaromanes, der nicht selten viele Tausend Seiten umfasst und offenkundig nicht von Berufsrezitatoren memoriert und aus dem Gedächtnis rezitiert, sondern von einem Vorleser zu Gehör gebracht oder aber vom aristokratisch-gelehrten Rezipienten selbst gelesen werden soll. Inhaltlich sind drei Momente für die allmähliche Verfeinerung der höfischen Epik von Bedeutung. Erstens macht sich im Zuge der Germanenmissionierung die Christianisierung und damit auch eine Spiritualisierung des Handlungsgeschehens und der handelnden Figuren bemerkbar. Zweitens führt die starke Orientierung der höfischen Kultur an französischen Vorbildern zu einer Adaption wesentlicher Inhalte des Antikenromanes und der (in einzelnen Elementen eventuell auf germanische Ursprünge rückführbaren) *Matière de Bretagne*, wodurch die reiche literarisch-mythologische Tradition der Antike und die verfeinerte Ehr- und Liebeskonzeption des Artuskultes Eingang in die deutsche höfische Kultur finden. Drittens tritt dann – verstärkt ab der Frühen Neuzeit – ein patriotisches Interesse am Eigenwert der deutschen Sprache und Kultur hinzu, in

dessen Folge u. a. die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts entstehen, die eine prinzipielle Gleichrangigkeit der deutsch-, volkssprachlichen‘ und der französischen bzw. lateinischen Literatur postulieren und die sichere Beherrschung der deutschen Sprache in Schrift und Rede als wesentliche Voraussetzung einer Teilhabe an höherer, anspruchsvoller Schriftkultur erscheinen lassen.

Eine weitere literarische Gattung, die als charakteristisch für die höfische Repräsentationskultur gelten kann, ist der (hochmittelalterliche) Minnesang u. a. eines Neidhart, Ulrich von Liechtenstein oder Gottfried von Neifen. Unter lesegeschichtlichen Aspekten ist er von Bedeutung, weil mit ihm die Frau außerhalb religiös-kirchlicher Kontexte und Gebrauchszusammenhänge als literarischer Hauptgegenstand und als Rezipientin in Erscheinung tritt (vgl. Signori 2009). Minnelieder wurden nicht gelesen, sondern ganz überwiegend gesungen und eventuell z. T. auch getanzt. Für die Lesegeschichte sind sie deshalb nur insofern von Belang, als sie veranschaulichen, dass im Hochmittelalter selbst bei augenscheinlich in der höfischen Kultur dieser Zeit weit verbreiteten und beliebten literarischen Gattungen nur in vereinzelten Fällen das Bedürfnis entstand, die zu Gehör gebrachten Texte in schriftlicher Form zu fixieren und zu rezipieren. Die drei bedeutsamsten Überlieferungsträger des Minnesangs (*Kleine und Große Heidelberger Handschrift*, *Weingartner Handschrift*) entstanden bezeichnenderweise erst geraume Zeit nach der Hochblüte dieser Gattung.

Als genuin schriftliche Gattung aus dem Bereich der höfischen Repräsentationskultur kann demgegenüber der Panegyrikus bezeichnet werden, ein oftmals in der Form eines großformatigen und kostbar ausgestatteten Buches gestalteter Text, in welchem die besonderen Taten, Eigenschaften und Verdienste prominenter Persönlichkeiten aus Adel, Klerus, Gelehrtenstand und Patriziat in lobender, oft sogar überschwänglich-schmeichelnder Art dargestellt und ausgeschmückt werden. Obwohl es sich bei diesen Büchern um Auftragsarbeiten handelte, die nicht selten von bekannten, später kanonisierten Autoren, wie Opitz oder Canitz, verfasst wurden, gibt es seit der Aufklärung, in der diese Form des unkritischen Auftragslobes als eines wahren Künstlers unwürdig gebrandmarkt wurde, kaum noch Neuauflagen derartiger Werke (Beispieltexte zugänglich auf www.zvdd.de). Der Panegyrikus sollte für die Mit- und Nachwelt schwarz auf weiß festhalten und beurkunden, dass der solcherart Gelobte aufgrund seiner Verdienste und seiner würdigen Lebensführung der ihm von Standes wegen zustehenden Ehre in vollem Umfang teilhaftig geworden war. Er folgt damit ganz der inneren Logik einer ständisch-höfischen Repräsentationskultur und bezeugt die inneren Motive, aus denen sich in der Aristokratie des feudalistischen Alters eine hohe Wertschätzung für die Tradierungsleistung des geschriebenen Wortes entwickeln konnte. Das Hauptinteresse des höfischen Publikums galt jedoch, wie oben bereits ausgeführt wurde, dem Feuerwerk, dem Schauessen, dem Festumzug, dem Schlitten-

korso und ähnlichen ephemeren Attraktionen, die Teilnehmer und Zuschauer mit einer Fülle unterschiedlicher Reize überwältigen und die Macht und Herrlichkeit sowohl der himmlischen als auch der irdischen Majestät in sinnfälliger Weise veranschaulichen sollten.

Die gelehrte Kultur der Bildungseliten

An die Seite der eigentlichen Machteliten trat auch im feudalistischen Zeitalter in Gestalt der Geistlichen und Gelehrten eine zwar in ihren Einflussmöglichkeiten begrenzte, fast immer von adeligen Gönnern und Auftraggebern unmittelbar abhängige, aber für die Geschichte des Lesens sehr wichtige zweite gesellschaftliche Elite. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug zwar das gesamte feudalistische Zeitalter hindurch deutlich weniger als 1 Prozent, aber durch Predigt, Kirchengesang, Geistliches Spiel, Ansprache und rege, vielfältige Publikations-tätigkeit erwarb diese Bevölkerungsgruppe der Gelehrten bedeutenden Einfluss.

Das zentrale Ausdrucks- und Verständigungsmedium der Angehörigen dieser Bildungselite war allerdings die lateinische (und z. T. auch die griechische und die hebräische) Sprache. Von einer populären Direktwirkung kann deshalb keine Rede sein. Aber durch die geschickt auf analphabetische Rezipienten zugeschnittenen Medienangebote der Kirche hielten die religiösen und philosophisch-humanistischen Überzeugungen der Kleriker in vermittelter und gefilterter Form nach und nach Einzug in die Mentalität der breiteren, ungebildeteren Bevölkerungsschichten. Diese vermittelte, sich über Jahrhunderte hinziehende Massenwirkung der von Antike und Christentum geprägten Geistlichen und Gelehrten basiert auf der fortgesetzten, geduldrigen, volkssprachlich-mündlichen und didaktisch-veranschaulichenden Erläuterung der Inhalte eines umfassenden Schrifttums, das ganz überwiegend religiösen Inhaltes war. Wer als junger Mann im feudalistischen Zeitalter ein Universitätsstudium absolviert hatte (Frauen waren nicht zugelassen), trat mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Dienste der Kirche oder eines Adligen ein, um sich entweder religiösen Studien und kirchlichen Diensten oder aber der Arbeit in Verwaltung, Wirtschaft, Rechtswesen, Medizin und vergleichbaren anspruchsvollen Professionen zu widmen. Eine von Adel und Kirche unabhängige (oder zumindest nicht vollständig abhängige) Gelehrsamkeit im Sinne unserer heutigen Forschungs- und Bildungsinstitutionen entsteht erst nach und nach im 13. und 14. Jahrhundert (städtische Lateinschulen; ‚staatliche‘ Universitäten).

Die Priester, Heiler und Seher der Germanen waren allem Anschein nach in der ganz überwiegenden Mehrheit monoglotte Analphabeten und somit von der ausdifferenzierten Schriftkultur der griechischen und lateinischen Antike weitgehend abgeschnitten gewesen. Die Gelehrten des feudalistischen Zeitalters sind

demgegenüber schriftkundig und polyglott. Sie verdanken einen Großteil ihrer Kenntnisse der intensiven Auseinandersetzung mit christlich-religiösem und antikem Schrifttum, das hauptsächlich in den christlichen Klöstern gesammelt, abgeschrieben und übersetzt wurde.

In Gestalt des gebildeten Mönches oder des lateinischen Gelehrten begegnet uns damit im feudalistischen Zeitalter erstmals in der deutschen Bildungsgeschichte eine Bevölkerungsgruppe, deren Angehörige ihren hohen sozialen Status ganz wesentlich dem Umstand verdanken, dass sie als Experten für die heilige/Heilige Schrift gelten und privilegierten Zugang zu schriftlich offenbarten Wahrheiten und hilfreichen wissenschaftlichen Kenntnissen besitzen. Als Schriftreligion, für die nicht die mündliche Überlieferung von Priester zu Priester, sondern das Studium schriftlich fixierter Glaubens Texte zentraler Inhalt einer gelehrt-religiösen Arbeitspraxis sein sollte, hat das Christentum diesen Trend im Unterschied zur mündlich verbreiteten Volksreligion der Germanen stark unterstützt. Das zeigt sich unter anderem an den früh entstehenden Klosterbibliotheken, aber auch an der Tatsache, dass Gelehrte nun begannen, kleine Privatbibliotheken anzulegen, die einige Dutzend, manchmal sogar einige Hundert Bücher umfassten (vgl. Harms²2003). Da Bücher bis zum Ende des feudalistischen Zeitalters sehr teuer blieben und typischerweise nur geringe Auflagen von wenigen Hundert Exemplaren erlebten, stellten diese Büchersammlungen bedeutende Schätze dar, die ihre Besitzer schon rein äußerlich von der Masse der Schriftunkundigen abgrenzten.

Es kann u. a. als Reaktion auf ihre soziale Ausnahmestellung aufgefasst werden, dass die Angehörigen des Gelehrtenstandes häufig in sehr regem brieflichem Austausch mit Gleichrangigen standen und im Verlauf ihres Lebens nicht selten Tausende oder gar Zigtausende Briefe erhielten und versandten. Diese Briefe, die fast immer in lateinischer Sprache abgefasst und nach einem festgelegten Kompositionsschema konstruiert waren, dürften das soziale Ansehen der Schriftkommunikation – auch bei Schriftunkundigen – zusätzlich erhöht haben, machten sie doch auf sinnfällige Weise deutlich, dass mit Hilfe der Schrift ein für wichtig gehaltenes Wissen über enorme Entfernungen hinweg transportiert und zuverlässig archiviert werden konnte. Denn diese Gelehrtenbriefe verbanden den einzelnen Geistlichen, Mediziner oder Rechtsgelehrten nicht nur mit den Kollegen in den umliegenden Regionen. Vielmehr ist zumindest für die zweite Hälfte des feudalistischen Zeitalters belegt, dass derartige Korrespondenzen nicht selten über Ländergrenzen hinweg reichten und die gelehrte Welt von Deutschland, Italien, Frankreich, Holland usw. eng miteinander verbanden.

Obwohl es der seit dem Aufklärungszeitalter verbreitete Kulturrelativismus nicht opportun erscheinen lässt, die Kulturen verschiedener Epochen unter qualitativen Aspekten miteinander zu vergleichen, kann doch im Hinblick auf die Entwicklung des Lesens und der Bildung im Allgemeinen konstatiert werden, dass

die Schriftkultur des feudalistischen Zeitalters zumindest aus dem Blickwinkel der Zeitgenossen im Vergleich mit derjenigen des Stammeszeitalters (Runen) in vielerlei Hinsicht als überlegen eingestuft worden zu sein scheint. Jedenfalls gab es innerhalb der Gelehrtenzunft selbst praktisch keine Versuche, inhaltlich an die Wissensbestände und Glaubensinhalte der germanischen Kultur anzuknüpfen. Das tritt besonders deutlich in jenem Bereich zutage, der aus heutiger wissenschaftlicher Sicht als kurios und obskur gelten kann, im Hinblick auf die (Vor-) Geschichte sowohl der Naturwissenschaften als auch der Schriftkultur im Allgemeinen jedoch höhere Aufmerksamkeit verdient, nämlich die gelehrte Esoterik und Alchemie.

Wenn es irgendeinen Wissensbestand des Stammeszeitalters gegeben hat, mit dem sich die lateinischen Gelehrten durchaus hätten beschäftigen können, so war es das naturkundliche und lebenspraktische Wissen dieser Zeit. Denn als Bauern und Jäger, als Himmelsbeobachter und Seefahrer hatten auch schon die Menschen dieses Zeitalters ein profundes, zwar nicht wissenschaftliches, aber doch sehr reichhaltiges und im Alltag verwertbares Wissen über Fauna, Flora, Klima und Geographie sowie über Grundkategorien des Rechtes und der Heilkunde erworben, das im feudalistischen Zeitalter durch Sammlung und Verschriftlichung hätte gesichert und ausgebaut werden können. Dies ist jedoch nur in seltenen Ausnahmefällen geschehen (z. B. *Merseburger Zaubersprüche*, *Malbergische Glossen*, *Hamelburger Markbeschreibung*). Der Medienwechsel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, den die Bildungseliten beim Übergang vom Stammes- zum Feudalzeitalter vollzogen, war also kein bloß formal-äußerlicher, sondern auch und vor allen Dingen ein inhaltlicher. Es wurden nicht die vorhandenen Wissensbestände der Kelten und Germanen schriftlich fixiert und weiter entwickelt, sondern es wurde mit der lateinischen Schriftsprache auch die lateinische Kultur- und Wissenschaftstradition übernommen.

Insofern die antik-lateinische Kultur in mancherlei Hinsicht von den gebildeten Angehörigen des feudalistischen Zeitalters als reicher und fortgeschrittener wahrgenommen werden konnte und wahrgenommen wurde, mag dies nicht überraschen. Am Beispiel der Esoterik und der Alchemie lässt sich jedoch zeigen, dass es auch für jene Bereiche gilt, in denen sich germanische und mittelalterliche Naturforschung in ‚qualitativer‘ Hinsicht allem Anschein nach kaum voneinander unterscheiden, so dass eine Anknüpfung an die Wissensbestände der Priester und Druiden des Stammeszeitalters keine abwegige Idee gewesen wäre. Gemeint ist das Arkanwissen dieser früheren Bildungseliten, das besonders in medizinischen, tiermedizinischen, prognostischen und magisch-sakrifikatorischen Praktiken und Prozeduren resultierte und damit inhaltlich-thematisch zahlreiche Anknüpfungspunkte für die Gelehrten des feudalistischen Zeitalters geboten hätte. Eine solche Anknüpfung unterblieb jedoch weitestgehend. Stattdessen zogen die

lateinischen Gelehrten dieser Epoche es offenkundig vor, ihr Arkanwissen aus jener bereits verschriftlichten esoterischen Geheimliteratur zu beziehen, die sich auf ägyptische, hebräische, griechische, persische oder altlateinische Ursprünge zurückführen ließ und allerlei Zauberformeln, Weissagungen und Geheimlehren bereitstellte, deren Kenntnis den Eingeweihten mit höheren Kräften oder Einsichten ausstatten sollte (Gnosis, Hermetik, Manichäismus, Kabbala).

Für die Geschichte des Lesens ist dieser mit dem Medienwechsel einhergehende Übergang vom mündlich tradierten Okkultismus der keltischen und germanischen Priester zur schriftgestützten Hermetik der Gelehrten des feudalistischen Zeitalters insofern von Bedeutung, als er eine charakteristische Lesehaltung hervorbrachte, die eine besonders intensive Bindung an das Medium Buch erzeugte und die sich in säkularisierter und abgeschwächter Form bis heute erhalten hat. Es handelt sich dabei um die im Extremfall bis zur Kontaktmagie (Heilung durch Buchauflegen) reichende Buchgläubigkeit oder Buchverehrung, für die das Buch eine spezifische Aura des Geheimnisvollen und Anbetungswürdigen besitzt. Ein Alchemist des feudalistischen Zeitalters betrachtete sein Zauberbuch nicht als eine unter vielen Quellen für wissenschaftliche Informationen, sondern als geheiligt Instrument einer Transmutation, von der nicht nur die im Labor bearbeiteten Werkstoffe, sondern auch er selbst erfasst werden sollte. In die Mysterien dieser oder jener Geheimlehre eingeweiht zu sein und womöglich den Stein der Weisen oder eine Formel für die Goldherstellung zu finden, war ein über die Zwecke nüchterner Alltagsarbeit auch in philosophisch-theologischer Hinsicht hinausreichendes Ziel, das der Alchemist nicht nur unter Aufbietung aller Verstandeskkräfte, sondern auch mit höchster innerseelischer Beteiligung erstrebte. Und das kostbare, geheimnisvolle Instrument, das ihn diesem höchsten Ziel näherbrachte, war das Buch, dessen verschlungenen Wort- und Satzkombinationen er jene Geheimbotschaften, Beschwörungsformeln oder Zaubersprüche zu entnehmen hoffte, die ihn zum Meister aller Transmutationen machen würden.

Ein solches parawissenschaftliches Denken war in den Gelehrtenkreisen des feudalistischen Zeitalters bis in die Epoche der Aufklärung und sogar darüber hinaus keine Seltenheit; selbst bei wissenschaftlich gebildeten Autoren, wie Lessing, Georg Forster oder Hegel (und sogar noch bei Thomas Mann), lassen sich in bestimmten Phasen ihres Lebens Affinitäten zu dieser esoterisch-alternativen Form der Naturtheologie und Naturphilosophie entdecken. Die Buchverehrung mancher Gegenwartsleser, auch wenn sie sich von jeder Form des Okkultismus entschieden distanzieren würden, erinnert manchmal noch an die Lesepraktiken der frühen Esoteriker.